

# Deutsche Rundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel  
unter Mitwirkung von  
Paul Fechter*

**Februar 1941**

Aus dem Inhalt: Roeseler: Über die Souveränität /  
Andres: Spaziergang zu Horaz / Schmidt: Johann Heinrich  
Füssli / Seebaß: Johann Valentin Andreae / v. Blancken-  
hagen: Wissenschaft in Zucht und Andacht / Först: Die Aus-  
gestoßenen. Erzählung / Goetz: Ritterliche Freundschaft /  
Fechter: Neue Komödien / Seidel: Der Zauberer Gottes

# Deutsche Rundschau

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter  
Gegründet im Jahre 1874 - Preis je Heft 1.- RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12. — RM für 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungskosten. Viertelsjährl. 3. — RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 59/60. Postfachkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

67. Jahrgang

Februar 1941

## INHALTSVERZEICHNIS

Hans Roeseler: Über die Souveränität . . . . .	57
Stefan Andres: Spaziergang zu Horaz . . . . .	60
Paul F. Schmidt: Johann Heinrich Füssli . . . . .	65
Friedrich Seebaß: Johann Valentin Andreae . . . . .	69
Lebendige Vergangenheit: Johann Valentin Andreae . . . . .	76
P. H. v. Blanckenhagen: Wissenschaft in Zucht und Andacht . . . . .	79
Rundschau . . . . .	85
Walter Först: Die Ausgestoßenen. Erzählung . . . . .	91
Wolfgang Goetz: Ritterliche Freundschaft . . . . .	95
Paul Fechter: Neue Komödien . . . . .	98
H. Wolfgang Seidel: Der Zauberer Gottes . . . . .	101
Literarische Rundschau:	
Rudolf Pechel: Bismarck . . . . .	103
Erzähltes in Stichworten . . . . .	104
Von Kunst und Künstlern . . . . .	107
Schlesien . . . . .	110
Von den Frauen . . . . .	110
Buchreihen . . . . .	110



# Über die Souveränität

Das Problem der Souveränität hat heute eine fast unheimliche Aktualität angenommen. Viele Staaten Europas, deren deutlichstes Kennzeichen in ihrer Eigenschaft als unabhängige Staaten eben die Souveränität war, haben diese zum Teil ganz, zum Teil teilweise verloren. Die Krise des Souveränitätswandels erstreckt sich aber über die ganze Erde. Auch in Übersee, im Westen — man denke nur an die Stützpunktpolitik der Vereinigten Staaten auf britischen Besitzungen — oder in Ostasien, überall ist gleicherweise eine Veränderung des Souveränitätsbegriffes, aber auch der Staatswirklichkeit festzustellen. Deshalb ist es an der Zeit, sich einmal ganz allgemein über die Souveränität zu unterrichten.

Da findet man dann erstaunt, daß der Begriff der Souveränität, wie wir ihn dem modernen Staat unserer Zeitläufte gegenüber anzuwenden pflegen, eigentlich sehr jungen Datums ist. Das Altertum hat ihn nicht gekannt. Der klassischen Staatsphilosophie der Griechen war der Staat ein Vernunftgebilde. Alles höhere sittliche Leben war gebunden an das Dasein einer staatlich organisierten Gemeinschaft, die zugleich Religions-, Sippen-, Rechts- und Wirtschaftsgemeinschaft ist. Gerhard Ritter hat — wie in diesen Blättern erst kürzlich ausführlich dargestellt wurde — in seiner glanzvollen Untersuchung „Machtstaat und Utopie“ darauf hingewiesen, daß die höchste Aufgabe des Staates die Erziehung des Bürgers zur Rechtfchaffenheit, zur *dixaiosyne* gewesen sei, und daß schon aus dieser allgemeinen Gutgläubigkeit an den an sich guten oder wenigstens nicht an sich schlechten Charakter der Menschen der Staat mehr eine Art „moralischer Anstalt“ sein sollte, als ein Instrument der Macht. Aristoteles ermahnt den Tyrannen, „sich seinen Untertanen mehr als Hausvater und König zu erweisen, nicht als Usurpator, sondern als Verwalter ihrer Habe, als einen Mann, der ein Leben des Maßes und nicht des Übermaßes verfolge“. Die Autarkie des antiken Staates, die Selbstgenügsamkeit der Polis bezeichnet so mehr die Eigenschaft, „vermöge deren das menschliche Ergänzungstreben im Staat zur vollsten Befriedigung gelangt“. Das antike Tugendideal der „maßvollen Besonnenheit“ der *sōphrosynē* und die Vorstellung vom angeborenen Rechtsinn aller Menschen haben die wahre Einsicht in die Eigenart politischer Auseinandersetzungen nicht aufkommen lassen und führten, wie Ritter gleichfalls überzeugend nachweist, „zu theoretischer Verharmlosung politischer Machtkämpfe und nicht zu tieferer Erkenntnis ihrer Dämonien“. Dem aristotelischen Staatsbegriff, der vor allem Autarkie von der Polis verlangt, also wirtschaftliche und sittliche Unabhängigkeit fordert, widersprechen aber taktische, rechtliche und politische Abhängigkeitsverhältnisse durchaus nicht. Ebenso ist auch den Römern die Vorstellung der souveränen Staatsform fremd gewesen. Es gab ja in der Antike keinen Gegensatz zu anderen Mächten, weil diese anderen gleichgeachteten Mächte nicht existierten. Die Welt außerhalb der eigenen Polis, außerhalb des römischen Imperiums, war ja die Welt der Barbaren, deren politische Eigenwelt und Eigenständigkeit man ja gar nicht sehen, erkennen oder gar anerkennen konnte noch wollte. Dem Altertum fehlte der Gegensatz der Staatsgewalt zu anderen Mächten, wodurch allein die Souveränitätsvorstellung zum Bewußtsein gelangen kann. So blieb auch dem römischen Staat der Begriff der Souveränität fremd. Ciceros Staatsdefinition



(*res publica* = *res populi*) besagt zwar, daß im Staat das Volk die Quelle aller öffentlichen Gewalt sei — und dieser Gedanke ist bis in späte Zeiten der römischen Geschichte lebendig geblieben — aber die Frage der Souveränität des Staates ist ja nicht gleichbedeutend mit der Frage, wer im Staat die höchste Gewalt innehat.

Souveränität konnte erst als politische Vorstellung, die sie in ihrem geschichtlichen Ursprung ist, in Erscheinung treten, als der Gegensatz der Staatsgewalt zu anderen Mächten deutlich und spürbar geworden war. Das vollzog sich im Laufe des Mittelalters. Und an seinem Ende wird dann auch der moderne Staat sichtbar. Im Mittelalter sind es nun drei große Machtträger, die dem Staat, wo er sich entwickelte und staatliche Unabhängigkeit für sich zu erringen ansetzte, seine Selbständigkeit bestritten: die Kirche (im Kampfe um den Vorrang überhaupt), das Reich (im Streit mit den entstehenden Einzelstaaten) und endlich die Stände, d. h. die großen Lehnsträger und Korporationen, die sich innerhalb der Reiches und der staatlichen Gebilde aufrichteten. Im Kampfe mit diesen drei Machtgruppen ist die Vorstellung der Souveränität entstanden. Sie ist zunächst, wie die deutsche Rechtslehre sich auszudrücken pflegt, lediglich ein defensiv gerichteter polemischer Begriff und nahm erst im weiteren Verlauf offensive Natur an. Die moderne Formulierung der Souveränität stammt von Jean Bodin (1530 bis 1596), dem französischen Staatsphilosophen. Seine Erkenntnis ist aus der politischen Geschichte Frankreichs erwachsen, aus ihr abstrahiert und ins Absolute erhoben. „L'État est un droit gouvernement des plusieurs mesnages et de ce que leur est commun avec puissance souveraine.“ Oder in lateinischer Sprache: „Recta plurium familiarum et rerum inter ipsas communium cum summa perpetuaque potestate gubernatio.“

Die Staatsdefinition Bodins, die zum erstenmal aussagt, daß jede gerechte Herrschaft über eine Vielheit von Haushaltungen, die mit souveräner Gewalt ausgestattet ist, d. h. mit nach außen und innen höchster und unabhängiger Gewalt, ein Staat sei, ist in der Tat die erste Formulierung des Tatbestandes der Souveränität des modernen Staates, ist die begriffliche und juristische Feststellung einer politischen Vorstellung und damit das politische Programm einer neuen staatlichen Entwicklung.

Gewiß ist diese Feststellung zunächst nur negativer Art. Hier wird ausgesagt, was der Staat nicht ist oder sein darf, wenn er Staat bleiben und sein will. Er ist nicht abhängig, weder von der Kirche, noch vom Reich, noch von den Ständen!

Allmählich bildete es sich nun heraus, jeweils von zwei verschiedenen Souveranitäten zu sprechen, von der Staatsouveränität und der Personalsouveränität der höchsten Staatsorgane. Uns liegt es ja noch im Ohr, wie von dem Souverän, dem fürstlichen Vertreter der höchsten Gewalt im Staat, gesprochen wurde. Die Frage nach der höchsten Gewalt im Staate hat aber im Grunde nichts mit der Frage nach der höchsten Gewalt der Staaten zu tun! Bodin hat acht „vrayes marques de souveraineté“ unterschieden, deren man sich mit Recht erinnern mag: die Gesetzgebung, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Ernennung der obersten Beamten, die höchste Gerichtbarkeit, Recht auf Treue und Gehorsam, das Begnadigungsrecht, das Münz- und Besteuerungsrecht.

Sobald sich nun eines dieser Rechte nicht in der Hand des Trägers der Souveränität befindet, geht der Souveränitätsbegriff aus seiner bisherigen Defensiv in die Offensive über. Nach dem Engländer Hobbes, der die Lehre von der



Souveränität wissenschaftlich zu ergründen sucht, ist der Souverän „nicht klagbar und nicht bestrafbar, höchster Bewahrer des Friedens und höchste Autorität in Glaubenssachen“. Wie Bodin aus seinen französischen Erfahrungen und Verhältnissen, hat auch Hobbes aus seinen englischen heraus den Souveränitätsbegriff ins Absolute und Allgemeine erhoben.

Jedenfalls ist aus alledem eine Folgerung zu ziehen, die von größter Bedeutung auch für den Wandel der Souveränität in der Gegenwart sein dürfte: die Souveränität ist eine historische, keine absolute Kategorie! Das ist sicher keine neue Weisheit, sondern längst schon immer ein Besitz etwa unserer Staatsrechtslehre gewesen. Aber die politische Erlebnismwelt eines zugespitzten demokratischen Zeitalters, das uns in Europa auf dem Boden des sogenannten Selbstbestimmungsrechtes der Völker eine Buntheit und Vielfalt von Staaten und staatsähnlichen Gebilden beschert hat, die den natürlichen Lebensraum in grotesker Weise aufsplitterten, hat uns das nur zu leicht vergessen lassen, und erst dem Sturmwind der großen revolutionären Bewegung, die wir in der Gegenwart erleben, ist es zu danken, daß die historische Kategorie des Souveränitätsbegriffes wieder von dem Schleier des absoluten Anspruchs zur Geltung kommt.

Dies ist die eine und wichtigste Erkenntnis, die uns auch eine noch so kurze Betrachtung der Geschichte des Souveränitätsbegriffes beschert. Von hier aus mag man das Geschehen in der politischen Welt unserer Zeit einmal betrachten. Man wird dann immer, gesehen vom Standpunkt unserer Fragestellung nach dem Wesen der Souveränität, sich leichter mit dem großen Geschehen in Europa auseinandersetzen, das von alten Bindungen weg zu einer neuen Ordnung drängt, von der Verwirrung und Zerrüttung einer eben erst hinter uns liegenden Vergangenheit in eine neue, auch geistig völlig neu gegründete Zukunft hineinschreitet. Nur eines ist bei solcher Betrachtung wohl nicht außer acht zu lassen: Wenn souveräne Staatsgewalt eine Gewalt ist, die keine höhere über sich kennt, wenn sie daher zugleich unabhängig und höchste Gewalt (nach außen und nach innen) ist, sind dann nicht ihren Inhabern auch Befugnisse zugestanden, nach denen sie, da ja der Staat als Vertreter der Souveränität rechtlich alles kann, auch die Rechtsordnung selbst aufheben könnten? Damit wäre die Anarchie begründet, und der Staat hätte sich selbst unmöglich gemacht. Aber der Staat steht — muß dem entgegengehalten werden — nicht derart über dem Rechte, daß er des Rechtes sich selbst entledigen könnte!

Für den modernen Staat, für die in ihrer Souveränität durch die Ereignisse der Gegenwart beschränkten Staaten gilt nach dieser dynamisch-historischen Betrachtungsweise, die ja auch sonst die statisch-unlebendige abzulösen im Begriffe steht, daß die Souveränität für ihn, d. h. für den Staat unserer Zeit, sich in doppelter Richtung auswirkt, negativ und positiv. Erst einmal negativ, d. h. faktische Beschränkung der Souveränität ist wohl möglich; zur rechtlichen kann diese aber nur durch den eigenen Willen erhoben werden. Positiv: dem Willen des herrschenden Staatsorgans einen allseitig auch es selbst bindenden Inhalt zu geben und „nach allen Richtungen hin die eigene Rechtsordnung zu bestimmen“! Nun gibt es, wie die Zeit lehrt, Staaten, die Staaten bleiben, obschon faktisch ihre Souveränität eingeschränkt ist. Diese nichtsoveränen Staaten sind und bleiben deshalb Staaten, weil sie an sich bei Wegfall der sie beherrschenden oder beeinflussenden Gewalten ohne weiteres den Charakter eines souveränen Staates wiedergewinnen. Die neue Wendung im Staatsrechtsdenken unserer Zeit, die wir ja deutlich in der Staatswirklichkeit der Gegenwart feststellen können, ist nun aber,



daß Volk mehr als Staat ist. Staat ist gewiß mehr als Gesellschaft, mehr als Gemeinwesen. Volk aber ist mehr als er, als der Staat. Über ihm stehen die Volksgemeinschaft und ihre Forderungen. Nicht als ob wir der Depossidierung des Staates schlechtthin als einer Apparatur der Volksgemeinschaft zustimmen möchten. Aber die praktische Aufweichung des innerstaatlichen Souveränitätsbegriffes wird hier vom Volk her, von der Volksgemeinschaft, deutlich und ist nicht bestreitbar. Diese ist aber genau so, wie ehemals der Staat als Träger der Souveränität, rechtlich gebunden, nach allen Richtungen hin die eigene Rechtsordnung zu bestimmen, d. h. sie ist sittlich gebunden und kann sich des Rechtes nicht entledigen, weil auch sie, die Volksgemeinschaft, nicht über dem Rechte steht.

Nach außen, außenpolitisch ist die Souveränität in einer historisch deutlichen und faktisch sichtbaren Entwicklung vom Staate und seinen Gehalten und Kriterien fort zu einem neuen und doch auf unserem Kontinent so alten öffentlichen Autoritätsgebilde höherer Ebene hin: zum Gebilde des Reiches. Auch Reich ist mehr als Staat. Ja, vielleicht kann man sogar heute schon sagen: Reich ist mehr als Volk. Reich saugt die Souveränität der Staaten, die sie bisher hatten, teilweise oder ganz auf; Reich ist ein Gebilde politischer, realer, raumbeherrschender, geistiger und sittlicher Autorität, dem aber trotzdem nicht die Eigenschaft der Souveränität im alten Sinne mehr zuzukommen braucht. Reich ist Ordnung, übergeordnetes Ordnungsprinzip, das völkisches Denken und Raumdanken in sich vereinigt, ohne Völker und Staaten zu vernichten. Reich bedarf eigentlich, da es *einen* Großraum ordnet, beherrscht, gestaltet, keiner Souveränität im alten Sinne; in *seinem* Raum sind andere Gewalten, die ihm die höchste Gewalt und Unabhängigkeit bestreiten, nicht mehr vorhanden. Lediglich den anderen „Reichen“ dieser Erde gegenüber, die ihre Räume nach ihren Gesetzen und Ordnungen beherrschen, gestalten und ordnen, wird der Souveränitätsbegriff noch und wieder Bedeutung gewinnen: als Proklamation der Unabhängigkeit der Reichsgebilde zueinander und in Abwehr von Einflüssen raumfremder Mächte.

Die Wirklichkeit dieser Entwicklung liegt vor unser aller Augen. Das Zeitalter der Souveränität, wie sie sich in der Renaissance, im geistesgeschichtlichen Ursprungsalter des absoluten Individuums über den absoluten Staat und das Jahrhundert der Volkssouveränität entwickelte, ist vorüber. Das Große, das die Vergangenheit uns in bezug auf den Staat, sein Ethos und seine Aufgaben lehrte, wird eingeschmolzen werden in die Aufgaben und Werte, die Volk und Volksgemeinschaft vor uns errichtet haben, in der neuen (oder doch schon so alten) Gemeinschaftsform des Reiches!

STEFAN ANDRES

## Spaziergang zu Horaz

Mein Freund hat einen besonderen Sinn für reizende und den jeweiligen Gemütslagen entsprechende Ausflüge sowohl im Bereich der Bücher als in dem der gegenständlichen Mit- und Umwelt. Dabei fehlt ihm jede geographische Orientierungsgabe, denn er wollte, daß die Albanerberge die Sabinischen seien; und mit der Eisenbahn zusammen, die das ansteigende Land in vielen Kurven nimmt,



verwirrte er mich so, daß ich voll Eigensinn mich auf die Landkarte am Abend vertröstete. Mein Vorhaben sollte sich nicht verwirklichen, und eben deshalb nicht, weil wir eine solche Karte nicht schon am Morgen mit uns führten und auch nicht Kompaß und Taschenlampe und unser Reisetag vor dem Neumond stand. Aber wir hatten allerdings auch nicht gedacht, daß zu einem Besuch bei Horaz solche technischen Mittel nötig seien!

Und dann dieser alles versprechende, gütige Herbstmorgen, den wir, wie mein Freund mir mit poetischer Gläubigkeit versicherte, unserem Reiseziel und Gastgeber verdankten! Denn Horaz könne nicht umhin, meinte er, seinen „ager sabinus“ in der Beleuchtung zu zeigen, die das „satis beatus unicus Sabinis“ wirklich glauben ließe. Der Nordwind hatte den Himmel poliert, die Luft war noch beißend frisch. Das stumpfe Graugrün der Campagna war von silbrigem Rauhreif bedeckt, und wo der Reis auf dem da und dort zum zweitenmal grünenden Rasen lag, gab es einen Farbton wie von kühlen, kilometerweit hingeschütteten Türkisen.

Am liebsten wäre ich schon in Tivoli ausgestiegen, das Städtchen lag auf dem Hügel so feenhaft leicht, als könne es bei unserer Rückkehr etwa entschwebt sein. Mein Freund schüttelte nur tadelnd den Kopf: „Sieh mal an! Du bist also auch einer von denen, die Tiburs noble Zypressen den sabinischen Eichbäumen und allem Drum und Dran vorziehen — vorziehen würden. Vergiß nicht: hierhin kam Horaz nur gelegentlich, so zum Tee! Um nicht zu verbauern, könnte man sagen. Aber um hier zu wohnen, dafür meinte er es zu ernst mit seinem „Nil cupiditum nudus castra peto!““

In Mandela verließen wir den Zug und schritten auf der Landstraße nach dem etwa sieben Kilometer entfernten Vicenza, und unser Gespräch wurde begleitet vom Rauschen des Digentia, der zum Teil aus der Vandussischen Quelle gespeist, also aus Horazens Hause uns heroldhaft entgegenkam. Wir gingen mitten in den braunen und im ganzen wie mit dem Löffel sanft gebildeten Bergen. Heftig bewegte Linien sahen unsere Augen in diesem Tale nicht. Nur selten gab es kurze, schnittartige Abstürze mit beböschten Geröllhängen. Manche Kuppen und Berglehnen trugen die dunklen Punkte junger Baumschonungen, der Versuch, Humus aufs neue mit Bäumen zu binden, herrscht überall und bringt eine seltsam graphische Note in das einformig plastische Element dieser schwingenden Bergflächen, deren sanfte Größe ans Herz greift und es genügend und still stimmt. Das Tal ist nicht breit, der Büchsenfuß eines Vogeljägers klingt darin drunten wie in zu enger Rinne. Aber die Berge öffnen sich nach oben sehr weit, und sie bilden Hügel über dem Flußbett. Auf einem dieser Hügelrunden, hinter einem Kastanienwäldchen, wo wir im welken Laub noch Früchte auflesen und aus den Stachelhüllen klaubten, liegt der strahlendweiße Rest der Grundmauern seines Hauses, wie die Leute sagen: der Villa des Horaz.

Kaum traten wir ins Atrium, d. h. nicht durch Türen, sondern über die niedrigen Mauern hin, da kam aus seiner winzigen Baracke an der westlichen Hügellehne der Wärter. Er begrüßte uns, hielt sich aber noch zurück und ließ uns schauen; langsam erst von unseren Fragen aufgefordert, ergriff er die Führung. Zuerst gab er uns eine Übersicht von Haus, Hof und Garten. Dann führte er den Beweis für die Echtheit der horazischen Villa. Ich hätte ihn gerne gefragt, wer ihm diesen philologisch scharfsinnigen Beweis aufgesetzt habe. Mit Horazversen, die er fehlerfrei als Belege anführte, vermochte er aus der Stellung der Sonne, der Richtung des Baches und vielen anderen Argumenten den rechtmäßigen Anspruch seines Heiligtums auf den hohen Titel zu sichern. Er hatte graue, kluge und sehr fried-



fertige Augen. Seine Hände, die den schützenden Sand über dem Mosaik des Tricliniums bloßlegten, glichen in diesem Augenblick den eifrigen Händen eines Schatzgräbers. Er bedauerte, daß zur Zeit so wenig Fremde kämen. „Früher kamen sie aus allen Ländern: Weiße, Gelbe und Schwarze, man liebt ihn ja auf der ganzen Welt!“ So sagte er, und ich begriff unmittelbar, daß auch er, der schlichte, kleine Mann aus den Sabinerbergen, Horaz liebte und nicht zuerst das Trinkgeld, das ihm der ewige Name des Dichters einbrachte. Schade, daß er nicht zur rechten Zeit geboren wurde, um Horazens Villicus abzugeben. Diesem treuen Mann, der noch die verlassene Stätte liebt, hätte der Dichter nicht vorzuhalten brauchen:

„Verwalter meiner Waldungen und meines  
Mir selbst mich wiedergebenden,  
Mir nicht zu kleinen Gutes, das hingegen  
Dir so verächtlich ist . . .

Ich preise den, der auf dem Lande lebt,  
Du nur den Städter glücklich . . .

Was du für öde, rauhe Wildnis hältst,  
Hat hohen Reiz für mich und meinesgleichen.“

Dieses horazische Anwesen ist übrigens nur „bescheiden“, wenn man es an den maßlosen Giergebilden mißt, denen seine Zeit- und Standesgenossen in ihren Wünschen nachgingen oder die sie sammelnd und bauend verwirklichten. Die Spuren deuten wahrhaftig auf mehr als die städtische Fünfsimmerwohnung oder gar das gepflegte Landhaus eines heutigen, vom Glück erhobenen Künstlers. Mit seinem Duzend Sklaven, welche in den Hallen, am Aquarium, im Vaderaum und auf den Feldern arbeiteten, konnte dies Anwesen verkleinernd „villula“ nur genannt werden in einer Zeit, in welcher Größenwahnsinn und Lebensgier dem Bautrieb eine sinnlose Richtung ins Ausgedehnte und Ausgefallene gaben.

In die politische Welle, die nach Cäsars Tod in rhythmischem Auf und Ab immer neue Nukleiereliquen emporgehoben hatte, um sie verschwinden und ihre hurtig zusammengerafften Güter den politischen Erbfolgern als Beute zu überlassen, in dieses scheußlich zuckende Auf und Ab kam mit Augustus eine vorläufige Erstarrung. Die gerade oben waren, freuten sich, aber auch jene, die nie auf dieser Woge geritten waren, fühlten eine Art Erleichterung, ob ihnen nun jener zweideutigste aller politischen Glücksritter angenehm war oder nicht. Horaz, der wohlhabende Kleinbürgersohn, war von der Universität in Athen den Fahnen des Brutus gefolgt, war mit 27 Jahren Oberst, so könnten wir heute sagen. Bei Philippi lag er dem Octavian als Feind gegenüber, der spätere Augustus hat das sehr wohl gewußt, denn Horaz, zwar begnadigt, hatte kein Vermögen an den Erber des Ganzen verloren. Trotz allem hat der Augustus es dem Dichter ärgerlich vorgehalten, daß er sich seltsam wenig mit der göttlichen Person des ersten römischen Bürgers befaßte. Horaz lieferte nun auch prompt seinen Beitrag zum allgemeinen Weihrauch, aber es war kein Tribut, wie er von Herzen kommt, sondern ein eingeforderter, zu lange schon ausstehender Posten, den zu begleichen jene aristippische Klugheit befahl, die Horaz auch so weit in die Wälder geführt hatte. „Ein unbemerkter, schneller Pfad durchs Leben“, das war Horazens Devise. Seinem Freund Mäcen, der ihm dazu (sozusagen mehr mit einem Griff in die Westentasche!) durch die Schenkung des Güthens verholsten hatte, beteuerte er immer wieder, daß er mehr nicht von ihm haben wolle.



Wir stiegen zur Quelle Vandusia hinauf — und wie es sich geziemt, tranken wir aus ihr. Der Wärter betrachtete den Vorgang mit Behagen, und dann bot er uns an, wenn wir wollten, komme er eine Stunde später nach Licenza, uns das Museum zu zeigen.

Das Dörfchen liegt mit steilen, grauen Hausfronten auf der Höhe, wie denn viele kleine Orte in diesen Bergen vor längst verebbten Kriegswogen sich auf die Höhe flüchteten.

Wir hatten Hunger, in Horazens Triclinium gab es nicht mehr den kleinen Fisch, auf dem des Vaters Salzfaß glänzt, in seinem Aquarium keine Karpfen, spätere Geschlechter bauten eine Kirche in die Fischbehälter; in sein Tepidarium verkrochen sich Mönche, eine seltsame Abwandlung übrigens in der Verwendung eines Ortes. Horaz schwitzte mit Leidenschaft, er war, wie man weiß, rheumatisch, und wer den kleinen, dicken Dichter, grauhaarig und einsam unter den Händen seines Masseurs feuchten und triefen sieht und im Geiste einige Jahrhunderte das Buch der Zeit umblättert und die Mönche in denselben Dampfmauern hocken bemerkt, um nur mit Psalter, Fasten und Bußgeißel auf so sehr verschiedene Weise dem ewigen Beseligungsdrange der Kreatur nachzukommen, wahrhaftig, der muß lächeln. Wir aber fanden, daß Horaz es richtiger anpackte, um sein „Ein ruhig Herz will ich schon selbst mir schaffen“ zu verwirklichen.

Der Wirt von Licenza also holte nach, was der gastfreundliche Dichter nicht mehr konnte, und so stand bald mitten auf der Gasse der Tisch, fast wie eine Barrikade. Die Jugend kam und staunte, wie schnell wir unseren Berg Eiernudeln abtrugen und die Hammelknochen den Hunden hinwarfen. Der Wein und die Novembersonne machten uns heiß, und der Freund zückte seine Niveaubüchse.

Bisher hatte der Tag alle Gnade über uns verschüttet, das Ende stand noch aus. Über Percile wollten wir nach Mandela zurück, und zwar auf „Saumtierpfaden“, wie mein Freund mit seinem bereits erwähnten Sinn für reizende Ausflüge mir schwelgerisch ausmalte. Unvorsichtigerweise hatte ich im Museum über der Betrachtung der kärglichen Reste des horazischen oder auch nicht horazischen Hausrates eine Bemerkung über die lateinische Sprache gemacht, die mein Führer durch die Berge mir später übel anrechnete. Ich hatte das Latein und damit auch die Sprache Horazens eine öffentliche Sprache genannt, die sich ob ihrer geprägten Kürze und kantigen Kraft mehr zur Ansprache und Disputation, zur Dauerinschrift und jedweder Art der Formulierung, aber weniger zur gedämpften und verhaltenen Herzensausgabe und zur feiner getönten Unterscheidung in seelischen Vorgängen eigne. Das Latein sei ein einseitiger Ausdruck des Männlichen und erst in seinen Töchterssprachen habe es jene hermaphroditische Form erhalten, die eine Sprache für die Dichtung erst ganz bereit mache. Im Gegensatz zum Latein habe das Griechische immer diesen mannweiblichen Charakter gehabt, weswegen es auch keiner höheren Entwicklung mehr fähig gewesen sei.

„Du willst doch wohl hoffentlich nicht behaupten, Horaz sei kein Lyriker gewesen!“ Was wollte ich entgegnen! „Im Sinne jener griechischen Vorbilder, denen Horaz nacheiferte, war er freilich kein Lyriker, er war —“, ich konnte meine langatmige Rechtfertigung Horazens nicht beenden, mein Freund fragte mich lächelnd, womit er Gespräche grob abzuschließen pflegt: „Kennst du den heiligen Rhinocerosus?“ Und dann, eine halbe Stunde später, als wir uns zum ersten Male auf dem von ihm gepriesenen Maultierpfade verirrt, hoch oben auf den fahlen Bergkuppen, wo es nur die untergehende Sonne gab, nach der man sich orientieren konnte, da begann er sehr ernsthaft: ja natürlich, so müsse es kommen; er —



Q. Horatius Flaccus — sei ja schließlich kein Stoiker gewesen, und auf Angriffe der Schulmeister habe er zu antworten gewußt — natürlich auf seine feine Weise und aus der Ferne. „Leider bin ich jetzt an deiner Seite und mitbetroffen von dem, was unser wartet!“ Als die Sonne gesunken war und uns auf jeder erklimmenen Kuppe ein neues Tälchen sich auftrat und wir schließlich den Ausgangspunkt, das graue Licenzia, in der Ferne überraschend nahe erblickten und feststellen mußten, drei Stunden im Kreise herumgestiegen zu sein, begann er halb an seine Voraussage zu glauben: „Du, er ist bei uns — und führt uns an der Nase! Du bist an allem schuld!“

Die Sterne mischten sich blinkend in das bleiche Dämmern. Bisher hatten wir noch den Pfad bemerken können, weil die Sonne waagerecht die Strahlen schickte und dort, wo der Pfad durchs Gras lief, einen Schattenstrich zeichnete. Aber jetzt ertrank jede Fährte im braunen Grau der Erde. Wir torkelten über steinige Äcker, schlitterten an Grashängen hinab, hielten uns an Ginsterbüschen und hemmten den Sturz am Rande von feuchten, gluckernden Abgründen, indem wir die Schatten junger Eichbäumchen anpeilten. Meine Stiefel ohne Nägel waren feucht geworden im fallenden Nachttau und wirkten wie Schlittschuhe.

Endlich kamen wir am Bach Horazens an, am „gelidus Digentia rivus“. Wir waren, das wußten wir genau, gleichweit von zwei möglichen Zielen: von Licenzia und Mandela. Plötzlich hörte ich meines Freundes Stimme, psalmodierend fast und andächtig:

„... audire et videor pios  
errare per lucos, amoenae  
quos et aquae subeunt et aërae...“

Und dann sagte er, plötzlich ganz nah: „Und das nennst du keine Lyrik! Bitte ihm ab, wir befinden uns auf seiner flachen Hand, verstehe wohl, wir werden frieren und die Nacht umherirren, wenn jetzt nicht etwas passiert!“ Da entdeckte ich als schwankenden Schatten jenseits des Wassers eine Kuh, und ich rief auch schon, denn wo eine Kuh so spät in der Nacht geht, ist auch ein Bauer. Die Antwort kam, aber sie war niederschlagend: nein, es gebe keine Brücke hier, wir müßten über den Berg zurück, nach Mandela. „Due orette!“ rief abschäbig tröstend die Stimme, zwei Stündchen, als ob er sagte: zwei Schritte! Und die zwei Stündchen, sagt es ein Sabinerbauer, bedeuten zumindest drei. Wir hatten nun etwa fünf Stunden lang mit den Füßen, nein mit den Zehen, Waden, Schenkeln und Hüftgelenken Horazens weitere Umgebung studiert, noch zwei weitere Stunden könnten das Pensum uns nun doch überdrüssig machen, meinte ich bedrückt. „Deine Schuld“, kam es aus der Dunkelheit ruhig zur Antwort.

Ich dachte an die herrlich steinigen Maultierpfade zurück, wo die Augen wenigstens auf ihre Kosten kamen in Betrachtung der verdämmernenden Bergkulissen, wir zählten einmal neun Berge, die im Abenddunst wie Schiffe gegeneinanderschwammen, vier von Osten und fünf von Westen. Die beiden letzten und höchsten waren wie aus gesponnenem blauem Licht. Aber jetzt, ohne Weg nur eine Richtung verfolgend, auf allen Vieren bergauf, auf dem Gefäß bergab, berief ich mich auf mein krankes Herz und ihn selber: „Man geht, soweit man gehen kann!“, doch aus der Dunkelheit höhnte es: „Wenn weiter zu gehen nicht möglich! Zitiere bitte vollständig, ja! Und daß es dir möglich ist, hoffe ich, oder dein Anteil ist der Nachttau und die dürstige Erde!“ Ich fragte nicht, ob das letzte auch ein Zitat sei, ich rief, daß ich ein Messer hätte: wir sollten uns ein Ginsterhaus bauen! Doch er ging weiter. In dieser Nacht bemerkten wir, wie hell doch die Sterne



scheinen können. Als wir die Kirchhofshypresen von Mandela erblickten, sanken wir gleich frommen Pilgern zur Erde. Der zweite Vöte, den uns Mandela schickte, war ein Kuhstall. Der Bauer hatte soeben die Fütterung beendet. Er führte uns durch das kriegerisch verdunkelte Kuhdorf. In der Gaststube entdeckten wir: unser freundlicher Landmann hatte ein Gesicht, das statt aus einem Kuhstall soeben aus dem Rahmen eines florentinischen Quattrocentisten aufgetaucht sein könnte. Die Wirtin war eine dunkle, breite Demeter, ruhig, stolz und liebe reich, ihre zwölfs-jährige Tochter ein blondes Zwischen- oder Nachspiel aus dem Teutoburger Walde, doch mit der ganzen züchtigen Spitzbüßigkeit dieser natürlichen, lebenswürdigen Rasse. Da gab es noch einen Ortschreiber, einen kleinen Machiavelli, der seine Zigaretten durchschnitt und halb rauchte, der lange der Versuchung widerstand — aber uns dann doch schließlich stotternd nach den Pässen fragte.

Wir glaubten schon, Horaz entronnen zu sein, aber wie wir so um den Tisch beim Wein ins Erzählen kamen, war Flaccus plötzlich wieder da! Sie wußten mancherlei, vor allem, daß die Priester in der Villa des Horaz all die schönen Götterbilder zerstört und die Hauptstücke in Kalköfen verbrannt hätten. „Vandalismo!“ sagte der Quattrocentrobauer und streichelte sein neunjähriges Söhnchen, das auch gekommen war und Wein trank.

Sie brachten uns alle zum Bahnhof, auch der kleine Machiavelli, der uns sogar, weil der Tabakladen geschlossen war, seine halben Zigaretten anbot. Und da war dann schließlich der Zug fort, vor fünf Minuten.

Wir legten uns mit einem ergebenen Seufzer in einen leeren Eisenbahnwagen und wachten am Morgen in Rom auf, verbogen, hinkend, aber wohlgestimmt wie selten: Horaz saß uns in den Knochen!

PAUL F. SCHMIDT

## Johann Heinrich Füssli, der Maler des „Sturm und Drang“

Am Anfang wie am Ausklang des Barock steht der Manierismus, eine Zer-sehungsform von historischer Notwendigkeit. Im 16. Jahrhundert diente er zur Auflockerung des Gerüßtes von Körpern und Architektur, um den strengen Renaissance-Aufbau in die malerische Bewegtheit des Barock überzuleiten. Der Manierismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schloß nicht nur die barocke Entwicklung im Gegensinne ab: er bedeutete das Ende einer jahrhundertelangen Entwicklung der abendländischen Kunst seit Giotto. Das Pendel hat zu schlagen aufgehört; was der Widerspruch gegen den Spätbarock als letzte Maske des großen Formspiels hervorgebracht hat: Klassizismus, ist Versinken in Lethargie und Beginn der chaotischen Wiederholung aller der Menschheit aufgegebenen Stil-themata im 19. Jahrhundert.

Wenn nun schon dieser zweite, der den Barock abschließende Manierismus seine geschichtliche Funktion besitzt, so brauchen wir ihn doch nicht unbedingt als erfreuliche Erscheinung anzusehen. Ein Künstler wie Füssli verdient nur darum unsere Aufmerksamkeit, weil er seinen Manierismus in einem heftig beflügelten Tempo



und mit persönlich interessanten Zügen deklamierte. Es entbehrt nicht des Reizes, ihn mit seinem Gegenpart aus dem 16. Jahrhundert zu vergleichen, mit Greco: beide schlugen in einem blutfremden Lande Wurzel, dort Spanien, hier England, und wuchsen sich zu charakteristischen Vertretern der Kunst in ihrer Wahlheimat aus; beide treiben das manieristische Formgut bis zum denkbaren Extrem und ragen über ihre Stil- und Zeitgenossen als künstlerische Persönlichkeiten weit hinaus.

Tiefer aber darf man sich in den Vergleich nicht einlassen, auch abgesehen von der sehr verschiedenen Qualität ihrer Arbeit. Johann Heinrich Füssli steht innerhalb der Entwicklung eben doch auf dem absteigenden Ast, und seine eklektischen Tollheiten beweisen uns, daß die abendländische Kunst ihren Entwicklungsgang einstweilen vollendet hat. Wir finden in seiner Malerei (und in seinen meist höherstehenden Zeichnungen) zwar alle Merkmale, die den Manierismus als Stil kennzeichnen: die überlangen Gestalten, zu pathetischen Theaterposen heftig aufgereckt, Verkürzungen und Verzerrungen der Körperverhältnisse nach allen Richtungen, Diagonalen als Hauptlinien der Komposition und Auseinanderfallen der Bildelemente, die allein aus Figuren bestehen, vor allem auch Häufungen von Motiven, Unverständlichkeiten, Chaotisches im Inhalt der Darstellungen infolge der Unfähigkeit, die deckende Gebärde für den Ausdruck zu finden, so daß seine Bilder oft wie unlösbare Nebelwolken anmuten. Was aber das merkwürdig Schillernde seiner Kunst zum Träger eines vergehenden Ablaufs und speziell des „sterbenden Rokoko“ macht, ist die Mischform, aus unvereinbaren Essenzen zusammengebraut: Michelangelo, verführte oder übertriebene Antike, englische Malkultur, Rubens, Blake und eine nicht zu schwache Prise Karikatur.

Der Manierismus zwischen Rokoko und 19. Jahrhundert, wie er sich nicht nur bei Füssli, sondern in mannigfaltigen Abwandlungen bei fast allen Künstlern seit 1760 äußerte, war ein Zerrbild von Klassizismus, verlogener, Pseudo-Klassizismus. Füsslis besonderes Verdienst dabei ist neben der Betonung michelangelesker Mächtigkeit, an Stelle des Apollo vom Belvedere als Vorbild (was seinen zahmen Zeitgenossen heftig auffiel, Goethe und die Seinen höchst unangenehm berührte), das penetrante Parfüm englischer Sinnlichkeit.

Er verließ seine Heimat Zürich früh und nicht freiwillig. Am 6. Februar 1741 geboren, vom Vater zum Studium der Theologie bestimmt, war er doch von Anfang an entschlossen, sich den schönen Künsten zu widmen. Die Familie Füssli hatte seit dem 17. Jahrhundert Künstler hervorgebracht; sein Vater Johann Caspar war Porträtmaler, und seine vier Geschwister sämtlich künstlerisch begabt. Zu seinem Glück fand Johann Heinrich nicht mehr Gelegenheit, sich zu einem braven Malhandwerker nach altschweizer Art in Zürich auszubilden. Das reaktionäre Element in der Zürcherischen Regierung drängte ihn, zusammen mit Lavater, schon 1763 aus der Vaterstadt hinaus. Sie hatten einen Landvogt seiner Amtsvergehen halber angezeigt; der Herr war zwar verurteilt worden, aber ihnen legte man es nahe, die Rache der hochmögenden Verwandtschaft durch längeres Verweilen in Zürich nicht herauszufordern. So verließen sie die stickige Enge der Schweiz, nicht ungern, und Füssli wandte sich schließlich (1764) nach England, wohin ihn schon längst literarische Anregungen gelockt hatten. Er fühlte sich damals noch weit mehr als Dichter denn als Maler; erst 1768 entschloß er sich, unter dem Einfluß von Reynolds, sich ganz der bildenden Kunst zu widmen. Die Bewegung von „Sturm und Drang“ hat ihren stärksten Anstoß von England erhalten, wo Tom Fielbing 1749 das Programm der Kraftgenies mit Verachtung



des französischen Regelzwangs, Naturschilderung und höchster Verehrung Shakespeares aufgestellt hatte, Young und andere Dichter ihm gefolgt waren. Seine Ideen waren dann nach Deutschland und der Schweiz — weit nachdrücklicher als von Lessing — durch die erregenden Schriften von Hamann, dem „Magus des Nordens“, übertragen worden. Als Dichter folgte Füssli zuerst der Klopstockischen Manier und durfte sich bald als Bahnbrecher von „Sturm und Drang“ fühlen. Nur stand ihm, wie manchem damaligen Schweizer, die deutsche Sprache nicht so bereitwillig zur Verfügung, daß sie seinen ungestümen Gefühlen stets das passende Wort geliefert hätte. Man kann seine dichterischen Ausbrüche nicht mehr lesen (dies Schicksal teilt er freilich auch mit einem Besseren, mit Salomon Gessner); aber nicht einmal die schriftlichen Zutaten zu vielen seiner Zeichnungen geben eine Vorstellung davon, was er eigentlich meinte. Als Maler gehorchte ihm sein Stoff unzweifelhaft besser, als es die Sprache tat. Aber man wird ihn auch da nicht übel unter die Stürmer und Dränger rechnen können. Was in der Form pseudoklassizistischer Manierismus war, muß man von seiten der Darstellung her wohl „Sturm und Drang“ nennen. So empfanden es auch schon seine Zeitgenossen. Er schwelgt in Szenen des Grauens, in Gespenstern, Nachtmahren, Schlachten und Mord. In demselben Stil, mit den gleichen Altgestalten, Gebärden und enganliegenden Kostümen werden Shakespeare, Wieland, Homer und Ammenmärchen illustriert, in einem beständigen Furioso überhitzter Gefühle und pathetischer Dramatik. So kann man noch lange fortfahren, die literarische Ausdrucksweise für Sturm und Drang auf seine Bilder anzuwenden. In der Tat ist es das aufgeregt Inhaltliche, das man bei Füssli zuerst und zuletzt bemerkt, und er übertrifft darin alle andern Pseudoklassizisten, denen der Gegenstand allezeit so viel Mühe und Kopfzerbrechen gekostet hat.

Denn Füssli gehörte zu den Schülern der Winkelmannschen Lehre, welche Rom und Deutschland seit 1760 bevölkerten, wiewohl in einigem Abstand. Nicht das Thema der Antike, das der Barock schon längst sich zugeeignet hatte, war das Neue in ihrer Kunst, sondern die Absicht, so zu bilden, wie die Alten nach ihrer Meinung gebildet hatten; kurz gesagt: die Griechen restlos nachzuahmen. Da man aber nicht aus seiner Haut und seiner Zeit schlüpfen kann, so stieß die imitierte Antike heftig zusammen mit der Manier des Rokoko, die sie alle, wie Nestklücken ihre Eierschalen, mit sich schleppten, ohne es zu merken. Dieses Ineinanderwirken unvereinbarter Gesetzmäßigkeiten läßt die Produktion der Winkelmann-Ara verlogen und unfruchtbar erscheinen, von Mengs bis zu Füger, als sichtbares Zeichen des Niedergangs. Füssli lebte so sehr in diesem Gedankengut, daß seine erste literarische Tat nach seiner Übersiedlung in der Übersetzung von Winkelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“ ins Englische bestand. Daß es auch in Britannien als Zeichen erklüfter Bildung galt, Rom und Athen als einzige Stätten der Kultur zu betrachten, bewies Reynolds, in dessen eigener Malerei man schwerlich klassizistische Versteifung wird entdecken können, da er Füssli zwar seine Maltechnik übermittelte, zugleich aber als unbedingte Forderung ihm den Besuch Italiens auferlegte; was schlechthin als Land der römischen Marmorfiguren und Winkelmannscher Ideale zu verstehen war. Sobald wie möglich folgte er der Lehre des Meisters und blieb von 1770–78 in Rom. Allerdings geriet er dort aus der vorgeschriebenen Bahn der frommen Mengsschule, indem er nicht die zahmen Musen der Vatikangalerie, sondern den „förchterlichen“ Michelangelo als Vorbild sich ersah. Er konnte seine Verwandtschaft mit der wilden Grazie des Barock weniger gut ausschalten als die Exerziermeister der „edlen Ein-



falt und stillen Größe", die ständig auf dem Kontinent und in Fühlung miteinander und mit den schreibenden Gesinnungsgenossen blieben. Sein Glück verpflanzte ihn rechtzeitig in eine Umgebung, die sich ein Stück Verhältnis zur Natur und zum Malerischen bewahrt hatte.

Denn die Schweiz betrat Füssli seit 1763, bis auf einen kurzen Besuch, nicht wieder, und was der Kontinent ihm zu bieten hatte, genoss er bei seinem römischen Aufenthalt. Im übrigen lebte er von 1764 bis zu seinem Tode am 16. April 1825 in London, fast 60 Jahre lang; die Jahre seiner eigentlichen Produktion, die in Wirklichkeit erst mit seiner Reynolds-Bekanntschaft 1768 einsetzte. So hat ihn englisches Klima und englische Umgebung wohl noch maßgebender gebildet als die klassizistische Lehre seiner Epoche. Neben den englischen Porträtisten hat vor allem William Blake mit seinen mystischen Visionen ungefähr seit 1780 stark auf ihn gewirkt.

Allerdings wird bei „Fuseli“, wie man ihn in England schreibt, der Umfang fremder Einwirkungen von angeborener Gabe schwer abzugrenzen sein. Das Aufreißerische wie das Süße seiner Gestaltenwelt lagen wohl von Anfang an in ihm, aber sein besonderer Manierismus, ja viele seiner hervorstechendsten Inhalte wären ohne die englische Lust nicht zu denken, so wenig wie die verhältnismäßige Kraft des Malerischen. Am stärksten spürt man es bei seinen Frauengestalten. Ihre käzchenhafte Anmut, das Aalglatte, Gefährliche ihres Wesens, ihre schillernde Abgründigkeit wirken wie sinnliche Karikatur und Entblößung im Seelischen der reizenden Damen, die die berühmten Porträtmaler Englands auf den Altar ihrer Insellust gestellt haben. Doch fand auch wieder die Art dieser Verzerrung jeweils bei Engländern ihre nächste Verwandtschaft: von Hogarth und Rowlandson bis zu Beardsley entdecken wir dieselbe schwüle und karikierende Sinnlichkeit, deren frivole Färbung uns so bezeichnend dünkt als Entsprechung des englischen „cant“. Am liebenswürdigsten findet man das alles in seinen Handzeichnungen, die sich auch in deutschen Kabinetten (Berlin, Weimar, Leipzig, Dresden) aufsuchen lassen; während die Gemälde die Mängel seines Kolorits, seiner Komposition, seiner unklaren und verworrenen Inhaltlichkeit oft bis zum Unerträglichen steigern.

Mit alledem wäre Füsslis labyrinthische Seele noch immer nicht ausgemessen. Seine Begabung enthielt, zwischen Rubens und Beardsley, die seltsamsten Beziehungen. Aufgerockte „Schwörende“ erschrecken fast durch ihre stupende Ähnlichkeit mit Hodlerischen Figuren; Zerlegung von Schatten- und Lichtpartien in spitzwinklige Dreiecke scheinen kubistische Spielereien Picassos vorauszuahnen. Selbst mit dem furchtbaren Wierß verbindet ihn mehr als eine Gewaltsamkeit brutaler Nahform; ja das Überdimensionale dieses belgischen Größenwahnsinnigen meldet sich schon bei Füssli, wenn er 1789 einen „Zug der Schatten“ nach Lufian malt, 52 Fuß breit, 38 Fuß hoch, mit unendlichen Heeresmassen Verstorbener. Das Gigantische, Massenhafte lag in seiner Natur; wie er seine Männergestalten oft mit brutaler Aufdringlichkeit dem Betrachter naherückt, so liebte er auch, seine Kunst in Serien auszubreiten. Nachdrücklichen Anstoß dazu gab Boydell mit seiner Shakespeare-Gallery, die seit 1786 Füssli und andere Maler beschäftigte. Es war ein umständliches System: Füssli malte Dutzende von Szenen aus Shakespeare — sie gehören zu seinen bekanntesten Bildern —, worauf sie abgezeichnet und von Stechern vervielfältigt wurden. Aber dies genügte seinem unerfättlichen Tatendrange nicht: in den neunziger Jahren fing er selbständig eine Milton-Gallery an, die er schließlich bis auf 47 umfängliche Bilder brachte. Diese Historien



nach dem „Verlorenen Paradies“ wurden um 1800 zweimal ausgestellt, aber das Londoner Publikum scheint mehr Sinn für Maß besessen zu haben: es lehnte das Massenaufgebot biblischer Langeweile unzweideutig ab, und Füßlis Erfolg bestand nur in der Ernennung zum Akademiaprofessor.

Da man in Deutschland nicht oft Gelegenheit hat, seine Gemälde zu sehen, so mag ein Originalbericht seines Schülers Haydon aus dem Jahre 1805 einen Begriff von der Unsolidität seiner Malart geben. „Füßli stand fest auf seiner Staffelei, malte mit der linken Hand, hielt niemals die Palette auf dem Daumen, sondern hatte sie auf seinem Stein liegen, und, da er sehr kurzichtig war, aber zu eitel ein Glas zu tragen, so tauchte er gewöhnlich seinen wilden Pinsel in das Öl, und im Dunkeln rund um die Palette fegend, nahm er einen großen Klumpen Weiß, Rot oder Blau auf, wie's gerade traf, und pflasterte den über eine Schulter oder Gesicht. Zuweilen bekam er es in seiner Kurzichtigkeit fertig, einen schrecklichen Schmarren Preussisch-Blau in das Fleisch zu sehen und dann vielleicht, den Irrtum entdeckend, ein Stück Rot zu nehmen, um das Blau zu dämpfen und schließlich, es näher betrachtend, sich zu mir herumzudrehen und zu rufen: bei Gott, das ist ein feiner Purpur, gerade so wie bei Correggio, bei Gott! Und dann wieder konnte er plötzlich mit einem Zitat aus Homer, Tasso, Dante, Ovid, Vergil oder den Nibelungen herausplätzen und mich andonnern: mal das!“

Zu diesen Eröffnungen ist nur hinzuzufügen, was Haydon selber noch sagt: „Er war von vollendeter Bildung in der schönen Literatur und hatte die Gabe, jungen Geistern hohe und großartige Ideen zu inspirieren.“

Wer wie Füßli so riesige Spannungen in sich beherbergte, scheint in ungewöhnlichem Maße begabt. Aber es war nicht geniale, nur genialische Art, eine schillernde Seifenblase von betörendem Glanz, doch ohne festen Kern. Die Zeit des Absterbens im 18. Jahrhundert vermochte selbst in der Gestalt ihrer Lieblinge nur Torst hervorzubringen; gelangte doch auch das Genie der Epoche, Goya, erst im höheren Alter zu den Werken, um derentwillen wir ihn zu den Größten des 19. Jahrhunderts rechnen, seit dem „Dos de mayo“ von 1808 und den furchtbaren Kriegsradiierungen.

FRIEDRICH SEEBASS

## Johann Valentin Andreae

„Alles, was Andreae schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weitergerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit soviel Liebe und Redlichkeit, als Kürze und Scharfsinn; so daß er in seinem streitenden verketzenden Jahrhundert, wie eine Rose unter Dornen, noch jetzt neu und frisch dasteht, und in zartem Wohlgeruch blühet.“

Herder.

In einem seiner letzten Werke, dem „Sinngedicht“, beschreibt der alte Gottfried Keller zur Charakterisierung der Heldin seiner Erzählung deren besondere kleine Bücherei, die durchweg die eigenen Lebensbeschreibungen oder Briefsammlungen vielerfahrener oder ausgezeichnete Leute enthält. Nach manchen auf-



gezählten Namen höchsten Ranges heißt es dann: „In den Aufzeichnungen des lutherischen Theologen und Gottesmannes Johann Valentin Andreae rauchte und schwelte der Dreißigjährige Krieg. Ihn bildeten Not und Leiden, hohe Gelahrtheit, Gottvertrauen und der Fleiß der Widersacher so trefflich durch und aus, daß er zuletzt, auf der Höhe kirchlicher Ämter stehend, ein nur in Latein würdig zu beschreibendes Dasein gewann.“

Nicht viele mehr wissen heutzutage von diesem Manne, von dem Keller noch mit leiser Ironie einige Einzelzüge berichtet, die für Wesen und Bedeutung Andreaes wenig besagen. Dennoch muß man Andreae kennen, um das Deutschland zu verstehen, das sich trotz allem durch den Großen Krieg hindurch behauptet und weitergelebt hat\*, und es ist auch heute noch ungewöhnlich anziehend und zeitgemäß, sich mit seinem Leben und Werk zu beschäftigen, das in eine Zeit ungeheuerster Spannungen fiel, die im Hochgefühl der gewaltigen physikalischen und astronomischen Entdeckungen wie im Vorgefühl nahender furchtbarer Katastrophen bestanden. Dieses Leben war von seltenem innerem Reichtum und von unermüdlichem Wirken erfüllt und von schwersten Schicksalen geformt, die dem aufrechten Mann wegen seines unerschrockenen Widerstandes gegen die sittliche Entartung von Hoch und Niedrig, gegen unklare Schwärmerei der Wirrköpfe, gegen alle Torheiten einer entleerten Wissenschaft auferlegt waren.

Als Erbe eines schwäbischen Theologengeschlechts wächst er heran, wird nach frühem Tod des Vaters streng und entbehrungsreich erzogen, widmet sich bald mit etwas ziellosem Eifer und wenig gefestigtem Charakter umfassenden Studien. Dann gibt er nach einem studentischen Liebeshandel in Tübingen, bei dem er sich schuldig fühlt, die geistliche Laufbahn auf und wird Erzieher und Begleiter vornehmer Herren. Weite Reisen führen ihn durch Deutschland, dann nach der Schweiz, wo das strenggeordnete Genfer Staatsleben einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn macht, nach Frankreich, wo er bis Lyon kommt und sich dann längere Zeit in Paris aufhält. Ihren Abschluß findet diese Bildungsreise in Italien, wo er gründliche Forschungen betreibt und seiner alten Neigung zur bildenden Kunst lebt, bis ihn eine innere Wendung für das Wirken im Reich Gottes innerhalb seines deutschen Vaterlandes gewinnt. In Padua war er mit der damals neuen Kunst des „Volltätigierens“, d. h. mit Leibesübungen, durch Turnen, Springen und Schwingen an Geräten, vertraut geworden, womit er, zurückgekehrt ins Vaterland, als Kandidat der Theologie mehr Geld verdiente, als ihm seine wissenschaftlichen Forschungen einbrachten. Auch höhere Mathematik brachte er den Studenten bei und schrieb ein Lehrbuch darüber. Man erstaunt über die vollkommene Beherrschung der damals aufblühenden Naturwissenschaften bei diesem Theologen, der auch ein Kenner der bedeutendsten italienischen, französischen und spanischen Literatur war, der sich viel mit Musik und Kunst beschäftigte, mit Malern verkehrte und Gemälde, Stiche und andere Seltenheiten sammelte; so besaß er Originale von Dürer und Holbein. Vor allem aber widmete er sich dem Studium des Menschen als ein scharfer kritischer Beobachter, zugleich als ein wahres Genie der Freundschaft, das mit allen hervorragenden Geistern der alten und neuen Zeit wohlvertraut war und dem auf allen Gebieten menschlichen Kulturschaffens nichts Wesentliches entging. Er lernte von den damals lebenden großen Meistern der klassischen Philologie in

\* So Paul Joachimsen, dessen Forschungen, wie denen von R. Kienast und H. Leube außer der älteren Literatur dieser Aufsatz viel verdankt.



Holland, von den spanischen Juristen und Dichtern, er kannte die Werke von Rabelais und Montaigne; Galileis bahnbrechende Entdeckungen waren ihm sofort nach deren Veröffentlichung vertraut; mit Kepler stand er in einem freundschaftlichen Briefwechsel; ebenso suchte er mit Dichtern wie Opiz und Moscherosch Verbindung, und mit bedeutenden Fürsten seiner Zeit, wie Herzog August von Braunschweig und Ernst von Gotha, trat er in einen dauernden brieflichen Austausch.

Aus dem geistreichen Umgange mit einer hochgebildeten befreundeten Tischgesellschaft erwuchs sein frühestes erhaltenes Werk, das nicht nur die Zeitgenossen aufs höchste erregte, sondern weit über die folgenden Jahrhunderte wirkte, und das er als junger Tübinger Student nicht nur aus genialer Laune hinwarf, wie man gemeint hat, sondern das aus wirklich tiefer Nötigung eine Reichte eigener innerer Jugenderlebnisse wurde: „Die hymnische Hochzeit des Christian Rosenkreuz.“ Alle die schwierigen Fragen, die sich mit den Rosenkreuzern und ihrem angeblich geheimen Bunde befassen, können hier nur gestreift werden; feststeht, daß die unverworfte Frische dieser fantastischen Erzählung ihren Zauber auf Dichter und Denker der folgenden Zeit, ja selbst bis in unsere Tage ausübte, sei es, daß die okkulten Strömungen der Nachkriegszeit in ihr eine Aufklärung suchten und fanden über das Verhältnis der sinnfälligen Welt zu den geistigen Untergründen des Daseins, über die Kräfte, welche der Menschenseele für das soziale und sittliche Leben aus der Erkenntnis der Geisteswelt erwachsen können (R. Steiner) oder daß unbeschwerte Leser aus ihrem krausen Inhalt ein liebliches Märchen im Stil der Romantiker herauslasen. Goethe, der durch Herders Vermittlung dies Jugendwerk und andere Dichtungen Andreaes kannte, faßte den tieferen Sinn der ganzen Rosenkreuzerei in den berühmten Strophen der „Geheimnisse“ zusammen, als Bruder Markus das Kreuz erblickt:

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,  
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;  
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,  
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:  
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.

Dieser als Spiel freier Fantasie und mit satirischer Absicht geschaffene Mythos wurde bald mißverstanden und von allen möglichen Leichtgläubigen und Schwärmern aufgegriffen. Gegen diese Alchimisten, gegen die arabisch-kabbalistischen Mystiker, gegen diese okkulten Magier aller Art hat sich Andreae mit Kräften gewehrt und immer wieder betont, daß er nur die „inanitas curiosorum“, d. h. das wichtigtuereische Trachten und den frevlerischen Fürwitz irregeleiteter Wissbegier nach geheimen Künsten, als lächerlich habe an den Pranger stellen wollen, wie überhaupt der lebenslängliche Kampf dieses freien, kühnen, erleuchteten Geistes aus heißer Vaterlandsliebe gegen die Unwissenheit, Heuchelei und Sittenlosigkeit in Staat und Kirche ging.

Als Andreae 1613 Diakon in Waihingen geworden war, ließ ihm sein Amt Zeit zu einer überreichen literarischen Tätigkeit; in allen diesen Schriften, die ausgezeichnet sind durch warmes Gefühl, lebendige Fantasie, scharfstreffenden Witz, trat er im Scherz und Ernst als vielseitiger Dichter wie als derber Satiriker, als frommer Seelsorger wie als tiefgründiger Gelehrter gegen die Übel seines wirren Jahrhunderts voll dunkler Leidenschaften und neubelebter Scholastik auf und tritt für seine hohen Ideale der echten Wissenschaft und lauterer Frömmigkeit. Seine ganze schriftstellerische Wirksamkeit hat den tieferen Sinn,



den nimmer ruhigen, gärenden Menscheng Geist zur klaren Erkenntnis des eigenen Wesens und zur tranquillitas in Gott zu führen; nur auf wenigens davon kann hier hingewiesen werden.

Nach dem Vorgang des berühmten englischen Staatskanzlers Thomas Morus und des unglücklichen Dominikanermönches Campanella, dessen „Sonnenstaat“ er durch eine seltsame Verkettung der Umstände als einer der ersten aus dem Manuskript zu lesen bekam, schuf Andreae 1619 die „Christianopolis“, die erste deutsche Staatsutopie, die man mit Recht auch als einen typisch deutschen Bildungsroman bezeichnet hat. Leider ist dies Werk wie die meisten in einem nicht leicht lesbaren Latein verfaßt, ein Grund, warum sein bedeutender Inhalt zunächst nur kleineren Gelehrtenkreisen bekannt und nicht Allgemeingut des deutschen Volkes geworden ist. In der Form einer Reisebeschreibung wird hier das Bild eines Staates auf christlicher Grundlage gezeichnet, der nach den optimistischen Richtlinien einer klaren Vernunft die Triebe des Menschen nicht nur bändigt, sondern zu einem idealen Gemeinschaftsleben in Freiheit führt, worin alle menschlichen guten Anlagen entwickelt und jegliche Kräfte der Natur in den nützlichen Dienst des Menschen gestellt werden. Im „Vorbericht an den Leser“ sagt Andreae, diese Utopie sei ein Lustspiel, dergleichen man an dem Thomas Morus nicht getadelt habe. „Ich habe es meinen Freunden geschrieben, mit welchen ja zu spielen erlaubt ist.“ Demungeachtet ist das Ganze aus dem dringenden Anliegen eines ernsthaften Reformwillens geschrieben und bringt eine Menge durch ihre Neuigkeit überraschender Einsichten und Vorschläge, die auf sozialem und erzieherischem Felde bahnbrechend wurden. So fordert er z. B. nächtliche Beleuchtung der Straßen und ihre durchgängige Kanalisation, ferner Wasch- und Badezimmer für jedes Haus, eine wohlgeordnete Fürsorge für die Alten, Vorsichtsmaßnahmen gegen ansteckende Krankheiten, Pflege und Behandlung der Kranken auf Grund einer genauen Kenntnis der Anatomie, die damals noch weithin verpönt war. Für die Frauen verlangt er Teilnahme an der gesamten Bildung; man wundert sich in Christianopolis, „warum dies Geschlecht, das doch von Natur nicht unbegabter ist, anderswo von der Bildung ausgeschlossen ist“, man betont aber gleichzeitig die dienstwillige Verrichtung aller ihrer häuslichen und sozialen Pflichten. — Auch die Wirtschaft in diesem utopischen Stadtstaat wird von den Gesetzen einer mathematischen Vernünftigkeit beherrscht, so daß Konflikte des Eigennutzes mit dem Gemeinwohl nach Möglichkeit vermieden werden. Der Handel mit auswärtigen Ländern sowie die Verwaltung der Rohstoffe im Innern ist Sache der Staatsleitung; die Arbeitszeit der Bürger wird so kurz bemessen, daß für Muße und Bildung der einzelnen Zeit genug bleibt; ein hochentwickelter Gemeingeist mit sorgfältiger Pflege aller Künste, namentlich der Musik, drückt dem Staatswesen den Stempel auf. Im 74. Kapitel kommt Andreae auch auf die Politik zu sprechen, „welche zur Regierung der Menschen und zur Erhaltung einer so großen Menge Volkes den Verstand eines vollkommen großen Baumeisters anwendet“. Der Verfasser stellt fest, daß dort eine Aristokratie im wirklichen Wortsinn einer Herrschaft der Besten besteht, und diese hätten, um die Grundfesten der menschlichen Glückseligkeit zu sichern, zum Ziel: 1. die Erhaltung des Friedens — außer zu seiner Verteidigung führt dieser Staat keine Kriege; 2. die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, so daß auch die Verrichter der schmutzigsten Abfuhrgeschäfte usw. das gleiche Ansehen und dieselben Vorteile wie alle Bürger genießen, unter denen

es keine Drohnen gibt; 3. die Verachtung aller Reichthümer zugunsten der geistigen und ewigen Güter.

Wie ernsthaft dieser Entwurf eines Zukunftsstaates gemeint ist, geht aus der Widmung an Johann Arnd hervor, den berühmten Verfasser der „Vier Bücher vom wahren Christentum“, dem er selbst verdankt, „daß ich von der oberflächlichen Theorie der Religion und dem freien Leben, das sich in den unfruchtbaren Glauben hüllt, zur wahren Praxis und einem tätigen Glauben durch Gottes Gnade mich erhob“. In dem Vorbericht nennt er sonderbarerweise auch die zwei streitbaren Theologen der lutherischen Rechtgläubigkeit, Gerhard und Moller, und rühmt, diese begeisterten Männer hätten, um die Gelehrsamkeit mit einem rechtschaffenen Wesen zu verknüpfen, ihre Wächterstimme erhoben gegen den Amtverkauf und die Heuchelei in der Kirche, gegen die Gottlosigkeit und Tyrannei der Magistrate, gegen die Unwissenheit und Sophisterei der Universitäten; dafür seien sie „eines offenbaren Aufstands wider das Regiment angeklagt“, eine Beschuldigung, die Andreae lebhaft zurückweist.

Mit geistprühender Laune und höchster satirischer Kraft hat er, an die antiken Schriftsteller und an Erasmus von Rotterdam „Lob der Torheit“ anknüpfend, in den hundert Gesprächen des Menippus bald mit heiterem Scherz, bald mit beißendem Spott, bald flehentlich bittend, bald väterlich warnend den Zeitgenossen einen Spiegel vorgehalten. Unter den Dialogen sind viele echte Perlen der Kunst scharfer Charakterisierung, wenn auch oft in der damals üblichen allegorischen Einkleidung; mit seiner umfassenden Beobachtung und reichen Lebenserfahrung, mit unerschütterlichem Rechtsinn tritt er in dieser leichten Form für die heiligsten unantastbaren Güter der Menschheit ein. Sehr mit Recht hat Herder, dessen genialer Spürsinn auf Andreae stieß und für den er oft warb, die Übersetzung des Menippus durch einen Freund (1786) als „Dichtungen zur Beherzigung unseres Zeitalters“ bezeichnet; sie sind auch heute treffend und fesselnd und wie je „beherzigenswert“. Aus dem Reichthum der hundert knappen, meisterlich geführten Gespräche sei nur das über Machiavelli herausgegriffen, mit dem sich Andreae auch sonst immer wieder auseinandersetzt, weil er in ihm den bedeutendsten, folgerichtigsten Denker und Verfechter der rein irdisch gerichteten Staatstheorie erkennt. Es tritt ein engstirniger Namenschrist in jenem Dialoge auf, der „den Duben von Florenz auf dem Altar der Frömmigkeit verbrennen“ will. Andreae antwortet spottend: Machiavelli habe doch nur die schädlichen Grundsätze, die er in der Verwaltung der Staaten bemerkte, die dunklen Staatsgeheimnisse bekanntgemacht; „er schämt sich nicht herauszusagen, was andere nicht etwa nur denken, sondern woran sie fest glauben, wonach sie in ihrem ganzen Leben handeln. Die Regenten hassen ihn, weil er ihre Künste entdeckt; die Staatsräthe, weil er ihr Gewissen getroffen hat; die Dienenden knirschen töricht deshalb, weil sie alles Übel, das sie dulden, aus Machiavellis Hirn entsprossen glauben.“ — „Und so wäre Machiavelli unschuldig?“ — „Das wirst du finden, wenn du achtgibst, wie die Welt ist und lange vor Machiavelli war. Die dem Rechte vorstehen, sind oft die Ungerechtesten, die Leiter der Religion häufig die Gottlosesten; die an der Spitze der Gelehrsamkeit stehen, oft die Unerfahrensten; die über die Geschäfte gesetzt sind, die Trägsten; die die Humanität befördern sollen, die am meisten ohne Menschlichkeit.“ — „Und Machiavelli lebe?“ — „Er lebe, wenn auch nur als der offenbarste Zeuge menschlicher Schalkheit und Ränke.“ — Im abschließenden „Gericht des Phöbus“ tritt der kühne Florentiner als Sprecher der monarchistischen



Herren der Welt auf, der an Stelle der Bibel das System des schlauen, selbstfüchtigen Vorteils eingeführt habe; er beschwert sich über das Wort Gottes und das Gewissen und über das durch seine ausgeplauderten Staatsgeheimnisse zum Vorwitz gereizte Volk. „Dem kann abgeholfen werden, entschied Phöbus, durch Atheismus und Despotismus; jener schläfert ein, dieser unterdrückt.“

Was hat nun Andreae selbst an die Stelle des von ihm bekämpften Zeitgeistes und seiner Laster zu setzen? Das erkennt man am besten aus seinem *Theophilus* (1622), der weit über die fantasiereichen Schilderungen der Christianopolis wie über das Bildungsideal eines Erasmus und Melancthon hinausführt, mit neuen gründlichen Vorschlägen zur Methode und zur Stoffauswahl des Jugendunterrichts, und der seinem Verfasser eine höchst ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Erziehungslehre verschafft hat. Diese nennt ihn als einen der größten Pädagogen aller Zeiten und als genialen Vater der Didaktik des Comenius und als bahnbrechenden Schöpfer der modernen Pestalozzischen Schulgedanken. Nur einiges von seinem Inhalt kann hier erwähnt werden, was uns als Vinsenwahrheit erscheint, damals aber eine Wendung im Schulleben bedeutete. So sehr er auf genaue Kenntniss der drei alten Sprachen Gewicht legt, so fordert er doch desto entschiedener die Verwendung der deutschen Muttersprache im Unterricht; die Grammatik, damals noch überwiegend in abstrakter Lehrweise den Mittelpunkt bildend, will er induktiv an der Lektüre gelehrt wissen; der Inhalt des Gelesenen soll betont und für das religiös-sittliche Leben des Schülers fruchtbar gemacht werden, und zwar solle die Lektüre und der Sprachunterricht nicht über die Fassungskraft des Schülers hinausgehen, vielmehr dem betreffenden Alter angemessen sein. Darum komme es auch auf die Einführung neuer guter Lehrbücher an Stelle der lateinischen scholastischen Kompendien an; auch will er das stundenweise Abwechseln mit verschiedenartigen Stoffen beseitigen, um einen Gegenstand zusammenhängend und gründlich zu betreiben. Am wichtigsten und folgenreichsten aber ist die Forderung, an Stelle der üblichen Logik und Rhetorik die Mathematik und die Naturwissenschaften zu setzen mit Rücksicht auf das praktische Leben. Andreae beklagt es, „daß der Staat die ausgezeichneten Dienste vieler Lehrer nicht würdigt und ausreichend belohnt. Sie dürfen aber ihr Wissen nicht aus dürftigen Kenntnissen schöpfen oder nur eine kleine Insel der Literatur als beschränkte Könige beherrschen.“ Als die eigentlichen Ziele der Erziehung gelten ihm: Ehrfurcht vor dem Heiligen, Liebe zur Jugend, Gewandtheit in der Wissenschaft.

Alle diese Vorschläge zur Erneuerung des Jugendunterrichts waren ihm erwachsen aus dem langen reifgewordenen Überdenken der eigenen lebendigen Erfahrung. Sie läßt er einmal als würdige Prophetin weisagen: „Solange du die christliche Religion des Vaterlands ehrst und dem Gesetze des Vaterlands gehorchst und die Gerechtsame des Vaterlands schäzest und mit der Geschichte des Vaterlands vertraut bist und die Sitte des Vaterlands nachahmst und dir genügen läßt an dem, was der Ertrag des Vaterlands dir gibt, so lange dauert dein Wohlsein und — nur so lange!“

Daß dieser vielseitige Mann wie sein Zeitgenosse und Freund Kepler eine faustische Natur war, wissen wir aus einem Werke, das mit Recht als das erste Faustdrama in Deutschland bezeichnet wurde, der *Turbo*, dessen vorzügliche deutsche Übersetzung (von Wilhelm Süß 1907) den Titel führt: „Der irrende Ritter vom Geist, wie ihn mit allen seinen höchst kläglichsten und müßigen Kreuz- und Quersfahrten Johann Valentin Andreae hat für die Schaubühne be-

schworen", und das in dieser Form auch in der heutigen Zeit aller möglichen „Ausgrabungen“ vorzüglich für eine Aufführung sich eignen würde. In einem von Plautus herkommenden wohlüberlegten, doch ausgelassenen Komödienstil, der von Hans Sachs allerlei allegorische Gestalten übernimmt, die von tiefem Ernste getragen sind, wird in außergewöhnlich lebendigen und lebenswahren Szenen das Schicksal eines ingenium vagabundum, eines ruhelosen Geistes, vorgeführt, der mit nimmer rastendem, immer aufs neue getäushtem Allwissenheitsdrang alle Künste und Wissenschaften durchläuft, um dann sich ins elegante Pariser Leben zu stürzen, bis er endlich durch einen betrügerischen Alchimisten um all sein Hab und Gut gebracht wird. Nun ruft ihm die himmlische Weisheit, als der Zerschmetterte seinem Leben ein Ende machen will, in dem großartigen Schlusse zu: „Ihr suchtet nie bei Euch selbst, bautet nie auf Gott. Genug weiß, wer zu sterben weiß. Gott besitzen, ist Überfluß.“ Andreae selbst spricht sich über diesen bezeichnenden faustischen Grundzug seines Wesens in seiner Selbstbiographie folgendermaßen aus: „Mich hat immer und immer ein unbegreiflicher Geist getrieben, mehr leisten und wissen zu wollen, als mir gut war, und überdies hat mir die Enge der häuslichen Verhältnisse, aus denen ich kam, früh Schwereres aufgeladen, als meine Schultern tragen konnten, und das ist mir mein Leben lang eine Last gewesen. Indes bin ich durch alle Wissenschaften geschweift; ich habe Juristerei und Medizin getrieben, mein Schifflein auf das hohe Meer der Geschichte gelenkt und sechs oder sieben Sprachen mir angeeignet. Wie viele Bibliotheken habe ich durchforscht, obwohl ich selbst eine Bücherei von 3000 Bänden besaß. Nichts, was profane und geistliche Bildung bot, habe ich ungekostet gelassen und dazu mir auch Kenntnisse in der Musik und in den mechanischen Künften erworben . . . Als das Unglück des Vaterlands mein Werk zerstörte, habe ich es noch einmal aufgebaut, und jetzt, da mich der Hof und die Regierung neun Jahre lang mit all den undankbaren Sorgen und den nichts fördernden Geschäften festgehalten hat, habe ich meine vierzig Kämpferjahre hinter mir, die letzten die härtesten, und die mir am wenigsten Dank gebracht haben.“

Jedoch nicht mit dieser pessimistischen Äußerung, die kurz vor dem sehnsüchtig erwarteten Westfälischen Frieden gemacht wurde, wollen wir Abschied von diesem hochverdienten Manne nehmen, sondern zum Schluß noch einen Blick auf seine praktische Wirksamkeit werfen; denn wie sein Biograph Hoffbach mit Recht sagt: Als Andreae 1620 Superintendent in Calw wurde, verdunkelte der Glanz des handelnden Mannes den Schriftsteller. Was er hier und später in Stuttgart als Hofprediger und oberster Leiter der württembergischen Kirche geleistet hat, um grundlegende und zukunftsweisende Reformen durchzuführen, das verzeichnet ehrenvoll genug für ihn die Kirchengeschichte; nicht umsonst nennt Mörike im Alten Turmhahn unter „den goldenen Namen der frommen Schwabenväter“ den seinigen an erster Stelle. Aber unvergessen ist er auch in der Geschichte seines Landes als sozialer Organisator, der tatkräftig gegen das überwuchernde Bettler- und Waisenelend, gegen schmählige Sonntagsentheiligung und die allgemein herrschende Falschmünzerei vorging. Der weitschauende Helfer in furchtbarsten Kriegsnotén bewährte sich in seiner Calwer Färberstiftung, die während fünf Kriegsjahren über 40000 Menschen Beistand leisten konnte und die im Laufe der Jahrhunderte wohl Millionen an Leib und Seele geholfen hat. Als die halbe Stadt angezündet war und in dem Brande auch sein eigenes Haus mit allen gesammelten Kunstschätzen, Manuskripten und Büchern völlig vernichtet war, sprach er: „Es ist unnütz, der Sache nachzugrübeln, aber sie beherzigen und einen



Nutzen daraus zu ziehen, ist Pflicht.“ Seinem tatkräftigen Eingreifen ist es zu danken, daß Calw bald wieder aus Schutt und Asche erstand und infolge seiner klugen wirtschaftlichen Vorsorge auch anderen Gemeinden helfen konnte. Seine Schrift über das Unheil der schwergeprüften Stadt (Threni calvenses 1635) gehört zu den besten Urkunden aus jener dunklen Zeit und ist zugleich ein schönes Denkmal seiner Vaterlandsliebe.

Vor Kummer über den Niedergang seiner Heimat infolge des inneren Verfalls und der äußeren Bedrängnis ist ihm das Herz gebrochen; jedoch waren seine letzten Tage von einer unbeschreiblichen Ruhe erfüllt, und ein friedliches christliches Ende ist diesem unermüdeten Kämpfer für edle, fromme Menschlichkeit beschieden gewesen. Von seiner patriotischen Gesinnung zeugen die Zeilen, mit denen er „das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes“ beschließt:

Ich wollt nit, daß ich welsche Land  
Dafür hätt gesehen allesamt.  
Denn ein deutsches Herz, so man das find,  
Ist werter als viel fremdes Gesind,  
Der sagt, was fehlt und rät hierzu,  
Hiermit kommt man mit Gott zur Ruh.

## LEBENDIGE VERGANGENHEIT

### Johann Valentin Andreae (1586–1654)

Ein satirisches Gespräch aus Menippus 1617

A.: Sieh da, ein Kundschafter. B.: Viel mehr, wenn du willst, ein Verräter. A.: Wozu forschest du am Himmel, da du doch das Irdische nicht kennst. B.: Weil mir die unteren Dinge mißfallen, so befrage ich die oberen. A.: Ja, wenn du in ein Fernrohr gucken befragen heißt. B.: Du weißt wohl nicht, was für eine Gemeinschaft uns Galilei mit den Bewohnern der Gestirne eröffnet hat . . . aber Spaß beiseite, weißt du, was ich durch dieses mein Rohr im Monde erspähe? A.: Nun, so sage es. B.: Dieses, ob etwa dort auch die Sklaven herrschen, die Schüler lehren, die Reichen darben, die Weiber Kriegsdienste tun, die Toren weise sind, die Müßiggänger ernährt werden, die Weisen schweigen, die Heiligen verachtet werden, die Knaben Rat erteilen, die Männer gehorchen, die Blinden richten, die Brüder zanken, die Posenreißer ihr Glück machen, die Greise Schläge bekommen, die Arbeiter hungern; da hast du, was ich will. . . . Wie sollte mir die Erde nicht verhasst sein, da das Gesetz gewichen ist von den Priestern, die Zucht von den Schülern, die Gerechtigkeit von den Fürsten, die Verteidigung von den Soldaten, der Rat von den Greisen, die Furcht von den Jünglingen, die Geduld von den Armen, die Frömmigkeit von den Reichen, die Rechtschaffenheit von den Bürgern, die Wahrheit von den Kaufleuten, die Religion von den Geistlichen, die Andacht von den Frommen, die Demut von den Edeln, der Glaube von dem Volk, die Barmherzigkeit von der Welt, die Liebe von den Eltern, der Gehorsam von den Söhnen, die Wachsamkeit von den Prälaten, die Ehrerbietung von den Untergebenen, die Billigkeit von den Richtern, die Gesetzmäßigkeit

von der Obrigkeit . . . die Treue von den Arbeitern, die Sanftmut von den Mächtigen, die Wissenschaft von den Lehrern . . . das Vertrauen von allen: wie sollte da nicht Christus von allen fern sein!

### Aus der Invitatio Fraternitatis Christi

Unser Vaterland, schon früher an einer langwierigen Unfruchtbarkeit leidend, macht die meisten Arbeiten fruchtlos und gibt sehr vielen nur mit Mühe ihre Nahrung. Die Früchte der Bäume sind uns auf eine lange Reihe von Jahren entrisen, und die jungen Bäume, auf welche wir unsere Hoffnung setzten, kommen nicht fort. Unsere Körper werden hier und dort von einer pestartigen Seuche heimgesucht und wie von der Rute der göttlichen Hand geschlagen. Es lodert die Fackel der Kriege und droht einen weiten und schrecklichen Brand; überall sind die Menschen in mancherlei feindliche Bündnisse versflochten, so daß wir nichts anderes als etwas Großes erwarten und fürchten könnten. Aber unter so großen Übeln, welche vor Zeiten das Volk Gottes, jene früheren wahrhaftigen Christen, ja selbst unsere Vorfahren, zu öffentlicher Trauer, zu feierlichen und beständigen Gebeten, zu öffentlicher Verbesserung des Lebens geführt haben würden, sind wir weder um die göttliche Hilfe besorgt, noch unterlassen wir im Luxus, in den Gastmählern, in Wollüsten und in dem ganzen Kreise der Laster nur das mindeste; wir schicken kalte Gebete zum Himmel und strömen warme Gotteslästerungen aus; wir richten kurze Gottesdienste, aber lange Saufgelage ein, und doch rühmen wir uns, Gott werde mit uns sein und alle Übel abwenden; ja in dem Rot unserer Laster hoffen wir noch, er werde unser mehr als barbarisches Leben nicht nur billigen, sondern auch beschützen und erhalten und der Wächter so vieler gottlosen Städte sein.

### Aus der Freiheit des wahren Christentums und der kräftigen Philosophie

Johann Arnd (Verfasser des Buchs vom wahren Christentum) danke ich's, daß ich von der oberflächlichen Theorie der Religion und von dem freieren Leben, das sich in den unfruchtbaren Glauben hüllt, zur wahren Praxis und zu einem tätigen Glauben durch Gottes Gnade mich erhob. Darauf ermunterte ich auch andere, die ich in derselben Schlassucht fand, und suchte sie herauszureißen. Mein Lohn waren Ungerechtigkeiten, Spottreden und Hohn, die ich einen großen Teil meines Lebens hindurch duldete. . . . Wie ein gesunder Verstand in einem gesunden Körper der Inbegriff der Glückseligkeit des menschlichen Lebens ist, so betreibe, suche und wünsche ich dieses Einzige, daß die Verbindung der wahren Religion mit einem rechtschaffenen Leben als der Hauptgrund des ganzen Christentums aufgestellt und durch meine sowohl weltlichen als geistlichen Bestrebungen gefördert werde.

### Aus Menippus (Gegen die Wissenschaft seiner Zeit)

B.: Sind die Gelehrten nicht doch Lehrer der Menschlichkeit? A.: Ja, in Wahrheit der schlechten Menschlichkeit, weil sie nichts Göttliches haben. B.: Beschäftigen sie sich aber nicht ihr ganzes Leben hindurch mit Disputationen, welche doch nichts anderes sind als Vergleichen und Vereinigungen streitender Meinungen? A.: Ja, sie disputieren, und zwar sehr gern, wenn das Urteil und die Entscheidung bei ihnen steht, und wenn sie hoffen können, diese Übung für ihren eigenen Ruhm anzustellen; wenn dir aber im Ernst etwas an ihnen miß-



fällt, so bist du verloren. B.: Nun, so mag die Wahrheit sie überführen. A.: Sie sind von solcher Schlüpfrigkeit, daß man in der gewissesten Sache zum Zweifel gebracht wird, und zwar durch Hilfe der Kunst, welche das Entgegengesetzte mit gleicher Wahrscheinlichkeit verteidigt, oder daß man, durch ihre Verleumdungen verhaßt und verrufen, doch niemanden überzeugt. B.: Woher nehmen sie denn die Kräfte? A.: Ihre rechte Hand ist der weltliche Arm, dessen scheußlichsten Greuelthaten sie schändlich schmeicheln, ihre Linke die Blindheit des Pöbels, den sie durch unendliche Künste täglich mit dichterer Finsternis übergießen. B.: Wie können sie sich aber beide verbinden und über beide ein Ansehen gewinnen? A.: Sehr leicht, da nichts so Schlechtes gesagt und getan werden kann, was sie nicht entschuldigen, ja sogar rühmen, wenn man in ihrer Gunst steht; aber auch nichts so klug und unschuldig vollbracht wird, daß sie es nicht verleumden und übertreiben, wenn sie jemanden hassen. . . . Ich werde Gott bitten, daß er diesen Gauklern bald irgendeinen Propheten entgegensetze, der es offenbar mache, wie weit der Mensch den Affen übertrifft, und wieviel herrlicher wahre Verdienste um den Staat sind als falsche.

#### Aus Menippus (Gegen die Höflinge)

A.: Sage mir, weil ich dich für einen der besten Höflinge halte, was hast du für eine Religion? B.: Die meines Fürsten. A.: Was für ein Gesetz? B.: Den Willen des Fürsten. A.: Was für Sitten? B.: Solche, die nach den fürstlichen gebildet sind. A.: Welches ist dein höchster Wunsch? B.: Die Gnade des Fürsten. A.: Wie richtest du dein Leben ein? B.: Nach der Willkür des Fürsten. A.: Womit nährst du dich? B.: Mit der Nahrung, die mir der Fürst gibt. A.: Welches ist das Ziel deiner Anstrengungen? B.: Das Vergnügen des Fürsten. A.: Welchen Tod wünschst du? B.: Einen solchen, der den Fürsten ehrt. A.: Wie aber, wenn der Fürst böse ist? B.: Du Tor, mein Fürst ist der beste, der frommste, der gnädigste, der tapferste, der klügste, der vollkommenste, ja, er ist uns vom Himmel geschenkt. A.: Aber wer weiß es denn nicht, wie Ihr kleinen Könige herrscht, Euch bereichert, Heiliges und Profanes zusammenwerft und vermischt, das Vaterland in Schulden stürzt, die Religion auflöst, die Gerechtigkeit zerreißt, die Wissenschaften besudelt, die Ehebetten besleckt, und das alles unter — dem unschuldigsten Fürsten!

#### Grabsschrift der begrabenen Wahrheit:

Hier liegt  
die Wahrheit,  
eine Tochter Gottes,  
durch Tücke des Aberglaubens,  
Gift der Verführung und Entkräftung der Sinnlichkeit,  
Despotismus der Fürsten,  
Trägheit der Priester und Verschämtheit der Staatsmänner,  
Leichtsinn der Geschichtschreiber,  
Pedanterie der Literatoren und Dummheit des Volks  
ermordet  
und hier im Urate der Lügen begraben.  
Nach hundert Jahren sieht mich die Sonne wieder,  
Gegrüßet seist du mir Nachwelt!

## Aus Theophilus 1622

Der Geistliche, der nichts von dem, was er lehrt, glaubt, tut, trägt, ist gleich einem Arzt, der sich vor Arzneien fürchtet, oder einem Feldherrn, der beim Schalle der Trompete erschrickt, oder einem Schiffer, der das Meer fliehet, oder einem Pflüger, der empfindlich gegen die Witterung ist. Was sonst der Philosophen Sitte war, daß ein jeder von ihnen durch irgendeine Lebensweise, selbst durch die abscheulichste, sobald sie nur mit seinen Lehren übereinstimmte, sich auszeichnete, wie jener hündische Diogenes, der in einem Fasse wohnte, dies würde mit mehr Recht und Nutzen ein Christ tun, wenn er mit Bestimmtheit sich den Lebenswandel vorlegte und gleichsam auferlegte, durch welchen er Christum, den er verehrt, nachahmt und durch sein offenes Beispiel anderen darstellt, was unser Gelübde, unser Bund, unsere Verbindlichkeit, unsere Pflicht verlangt, ich will nicht sagen, was wir beständig im Munde führen. Denn von Religion sprechen und schwätzen kann ein jeder, ihr untertan sein, in sie eingehen, für sie eifern, von ihr ganz eingenommen, von ihr gesättigt werden, das ist — glaubt mir — die Sache nicht eines von Tausenden.

Ich will nicht, daß die Geistlichen über die Gewissen herrschen sollen, sondern ich will nur der offenbaren, erwiesenen und unverbesserlichen Gottlosigkeit begegnen, gegen welche manche vielleicht allzu nachgiebig sind. Sie fürchten mehr die Reichen zu beleidigen als den Zorn Gottes, sie fürchten für ihre Haut, wenn sie die Laster der Zeit und der Zeitgenossen schelten.

Das, meine Brüder, martere, ängstige und betrübe uns, das sei der Gipfel unseres Unglücks, daß wir nicht so viel schaffen, als wir wünschen, daß so viele und so große Wohltaten des Himmels und der Zeit weniger zuteil werden, als wir wollen, daß die Menschen mitten im Lichte blind sind, mitten in der Wahrheit sich täuschen, mitten in der Sanftmut wüten, mitten in der Gelehrsamkeit dumm sind, daß die Unglücklichsten oft ihres Glücks, die Verkauften ihrer Freiheit, die Unheiligen ihrer Religion sich rühmen. Wenig liege uns daran, was die Menschen gegen uns beschließen; das sei unsere Last, daß wir keine Menschen dem Verderben entreißen, keine Christo gewinnen können. Wenig liegt uns daran, die Besoldung zu verlieren; aber hart sei es uns, von Christo selbst unnütze Knechte genannt zu werden.

P. H. VON BLANCKENHAGEN

## Wissenschaft in Zucht und Andacht

Die Geisteswissenschaften sind seit geraumer Zeit in Mißkredit geraten. Zwar nicht alle im selben Ausmaß. Bezeichnenderweise sank das Ansehen jener Zweige der Geisteswissenschaft am meisten, an denen die Allgemeinheit den lebhaftesten Anteil nahm: der Kunstgeschichte und der Literaturgeschichte. Die geistreichen Versuche, die individuellen Deutungen, die eigenwilligen Zusammenfassungen und Überblicke überboten einander an Originalität und subjektiver Schau, bis sie unversehens den vertrauenswürdigen Boden der alten Wissenschaft verloren und auf das trügerische Parkett spekulativer Phantasie glitten. Aber sich auf diesem



zu bewegen, steht dem Gelehrten schlecht an — und wenn dieser oder jener etwa geglaubt hatte, auf solche Weise den geforderten und gewünschten Anschluß „ans Leben“ endlich zu erreichen, so sah er sich bald enttäuscht. Denn gerade das gesunde Urteil der Öffentlichkeit lehnte diese Extratouren bald ab. Allerdings war sich die Allgemeinheit keineswegs darüber im klaren, wie es zu dieser Situation gekommen war; noch weniger war sie sich bewußt, daß sie selbst Schuld daran trug. Denn war nicht von ihr eben jener Ruf nach neuem Leben an die Wissenschaft ergangen? Hatte man nicht überall dem Spezialistentum den Krieg erklärt und ganzheitliche Wissenschaft gefordert? Kaum jemand aber verlangte dergleichen etwa von der Ornithologie oder der Hydrostatik. Ganz offenbar gab es im Bewußtsein der Allgemeinheit zwei Gattungen von Wissenschaft mit verschiedenen Aufgaben — eine, bei der Detailergebnisse und Spezialistentum ganz in der Ordnung waren, und eine andere, in der diese beiden zwar auch nötig, aber noch nicht genügend schienen. Es ist naheliegend, wenn auch nicht richtig, diese beiden „Gattungen“ Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften zu nennen. Allerdings gehören alle Geisteswissenschaften der zweiten Gattung an, keineswegs aber alle Naturwissenschaften der ersten. Dieses freilich glaubte das neunzehnte Jahrhundert. Und zur Erbschaft, die wir von ihm übernahmen, gehörte auch der populäre Begriff von Wissenschaft. Er war geprägt von einer Anschauung, nach der allein die „exakten“ Wissenschaften Gültigkeit hätten. Das war nur natürlich in einem Zeitalter, das gerade auf diesen Gebieten seine größten Leistungen und Erfolge aufwies. So wurde die mathematische Beweisführung zum verpflichtenden wissenschaftlichen Prinzip. Diesem Gesetz konnten sich auch diejenigen Wissenschaften nicht entziehen, deren Ergebnisse von Natur aus jeder solchen Beweisführung widerstreben. Daß es so geartete Wissenschaften gibt, spürte man zwar immer. Alle historischen und philologischen Forschungen können immer nur die wahrscheinliche Richtigkeit ihrer Ergebnisse demonstrieren, aber niemals die unbedingte beweisen. Um nun den exakten Wissenschaften möglichst nahe zu kommen, verschrieb man sich der Akribie in der Methode und verfolgte das absichtlich bescheidene Ziel, Einzelheiten zu klären. Die handgreiflichen Erfolge, die reichhaltigen und auch wichtigen Ergebnisse dieser Bestrebungen sind allgemein bekannt und können nicht entwertet oder verringert werden. Ebenso bekannt aber sind auch jene zweifelhaften Folgeerscheinungen, welche die großen Schöpfungen des menschlichen Geistes, die der Gegenstand der Forschung waren, in lauter winzige Einzelobjekte eines immer hochmütiger werdenden Spezialistentums zerteilten. Dies konnte nicht die Aufgabe der Geisteswissenschaften sein. Aber welche war es dann? Gab etwa jener gerade so peinlich empfundene Mangel an der Möglichkeit beweisbarer Resultate den Hinweis auf die richtige Antwort? Man mache doch aus dieser Not eine Tugend — so hieß es wohl da und dort — und verzichte geradezu auf alle Einzelforschung zugunsten einer lebensvolleren Tätigkeit, die uns Einblicke, Übersichten, Deutungen, Wirkungen, Bilder und vor allem Antriebe vermittelt. Mit einem gewissen Recht konnte man da auch auf die großen Gelehrten selbst hinweisen, deren Rang sich niemals auf noch so viele Einzelergebnisse gründete, sondern immer eben auf diese großen umfassenden Werke, die über sich hinauswiesen und neue Impulse weckten. Freilich vergaß man, daß diese Hervorbringungen begnadeten Einzelnen verdankt wurden und ihre „Methoden“ so wenig gelehrt werden konnten wie die eines Künstlers. Und so kam es denn zu jenen Erzeugnissen allzu subjektiver Autoren, wie wir sie eingangs streiften

und die nun ein allgemeines Mißtrauen in die Geisteswissenschaften zur Folge hatten.

Innerhalb der Wissenschaft selbst wurde diese Entwicklung von einem Methodenstreit begleitet, der zwar die Situation klärte, aber allmählich immer unfruchtbarer wurde. Die Frage nach dem Sinn der Geisteswissenschaften blieb nicht unbeantwortet, aber den Antworten fehlte meist Allgemeingültigkeit und Überzeugungskraft. Nicht wenige Stimmen sprachen allen Geisteswissenschaften rundweg jeden Nutzen für die menschliche Gesellschaft ab. In der Tat ist es kaum möglich, resoluten Materialisten die Möglichkeit geisteswissenschaftlicher Bemühungen auch nur begreiflich zu machen — freilich erscheint das heute kaum noch als Fehler. Wie die Dinge liegen, hat es den Anschein, als ob es der Geisteswissenschaft immer weniger darauf ankomme, für sich im Ganzen oder für einzelne Methoden grundsätzlich zu plädieren. Eine jede Disziplin ist dazu übergegangen, durch ihre Werke selbst unmittelbar sich zu rechtfertigen und zu wirken. Erstrebt wird, eine Aufgabe allein nach den ihr spezifisch zugehörigen, nur ihr innewohnenden Gesetzen zu lösen, also die Methode am Objekt zu entwickeln und nicht dieses jener zu unterwerfen. Der Gegenstand ist das ausschließlich Herrschende, die individuelle Persönlichkeit soll ihn nur gleichsam zum Sprechen bringen. Auf geistreiche Einfälle „anläßlich“ eines Gegenstandes wird bewußt verzichtet. Auf diese Weise soll und kann eine Sachlichkeit erreicht werden, die den Bezirken geisteswissenschaftlicher Tätigkeit legitim zugehört, eine Sachlichkeit aber, die nichts mit einer einfachen Übernahme „exakter“ Methoden der Naturwissenschaft zu tun hat, sondern zu den Dingen, die es anzuschauen heißt, ein Verhältnis hat, dessen Wesensart ihnen selbst innewohnt und entnommen wird. Praktisch erhält die Betrachtung — mit der ja jede „Theorie“ anfängt — ein neues Gewicht: es gilt, etwas so lange und zugleich so „nachgebend“ anzuschauen, bis es uns von seinem Leben und von seiner Art abgibt, uns das mitteilt, was sein Eigentliches, seine Struktur ausmacht. Vorgefasste Gedanken oder herangetragene Wissenskomplexe würden eine solche Mit-Teilung verhindern, mag es sich um Systeme, Methoden oder bestimmte Zielsetzungen handeln. Die Erfolge dieser „sachlichen“ Geisteswissenschaft sind überzeugend: mit einem Schlage werden die Dinge neu, atmen in ihrer eignen Luft und bleiben unseziert, ihre Totalität bleibt gewahrt. Dem entspricht, daß die wissenschaftliche Tätigkeit sich konzentriert und gliedert, der Ausdruck ist sparsam, aber dafür von hohem spezifischen Gewicht — er ist immer dienend und leistet im Verschweigen und Andeuten so viel wie früher in dem Immer-noch-mehr des herangezogenen Stoffes. Den bedeutenden Werken dieser neuen Richtung ist daher auch eigentümlich, daß sie auf eine scheinbar selbstverständliche und einfache Weise geglückt erscheinen, so daß an den Vergleich mit einer künstlerischen Schöpfung gedacht werden darf. Sie nehmen ihren Rang nicht ein wegen der Menge oder der Wichtigkeit der Einzelergebnisse, sondern kraft ihrer Haltung und Art. Aber wie durch ein Wunder tritt in ihnen ein großes Thema, dessen Behandlung zunächst keinen frischen wissenschaftlichen Lorbeer verhiess, in einer neuen ungeahnten Macht und Würde hervor.

Doch indem wir solche Kennzeichen anführen, haben wir schon im stillen jene Beispiele dieser neuen autonomen Geisteswissenschaft zu charakterisieren angefangen, auf die eine breitere Öffentlichkeit hinzuweisen diese Zeilen versuchen wollen. Um die besondere Stellung und den besonderen Wert der Arbeiten Robert Voehringers, die hier als Exempel gelten sollen, ins rechte



Licht zu setzen, war es nötig, an die allgemeine Lage der Geisteswissenschaften zu erinnern. So wird auch deutlich, daß es kein Zufall ist, wenn diese ersten Werke einer neuen Richtung Schöpfungen der griechischen Bildkunst behandeln. Denn der Betrachtung von Kunstwerken, wie sie sein soll, eignet ja im vorzüglichsten Maße diese offene, dienende, aufnahmebereite Anschauung, die nicht erfasst, sondern sich erfassen läßt. So hielt es von jeher zwar nicht der Wissenschaftler, aber immer der echte Liebhaber, als welcher freilich weder der sogenannte Kenner noch der sogenannte Dilettant bezeichnet werden kann. In Boehringers Büchern begegnet uns eine Verbindung von Wissenschaftler und Liebhaber, die uns gleichfalls ein Kennzeichen der neuen Geisteswissenschaft zu sein scheint.

Zwei große Tafelwerke: „Platon – Bildnisse und Nachweise“, „Homer – Bildnisse und Nachweise“\* sind begleitet von zwei Hefen: „Das Antlitz des Genius – Platon“, „Das Antlitz des Genius – Homer“. In den Tafelwerken werden alle erhaltenen Bildnisse wiedergegeben und in einem beigegefügteten Text besprochen, in den Hefen wird die Gestalt des Weisen und des Dichters in ihren Werken angerufen. Ehe wir es unternehmen, zu zeigen, auf welche Weise das geschieht, seien kurz die Probleme gestreift, die dieses Thema der Wissenschaft stellt. Eine Vorstellung von ihnen gibt erst die Möglichkeit einer richtigen Einschätzung dieser neuen Arbeiten.

Die uns überkommenen Porträts Platons sind römische Kopien nach einem verlorenen zeitgenössischen Werk des Griechen Silanion. Die besten Köpfe – die ganze Statue ist nicht erhalten – geben ein Antlitz, dessen Züge mit dem überlieferten Aussehen des Philosophen übereinstimmen. Dennoch ist das Bildnis nicht „naturgetreu“ in modernem Sinne, aber es ist realistisch, wenn man darunter die Abwesenheit einer absichtlichen Stilisierung versteht. Es ist die Schöpfung einer Zeit, in der Individuum und Gemeinschaft noch keine Gegensätze waren, in der der Einzelne Glied des Ganzen war, die Gesamtheit sich in jedem Teil vollkommen zum Ausdruck brachte. Die Größe des Werkes beruht gerade darauf, daß dieses Ganze vorhanden ist und zugleich das Einzelwesen, die Gestalt Platon, in seiner ihm allein eigenen Art gegenwärtig wird.

Eine bildliche Gestaltung Homers, die uns zeigte, „wie er wirklich war“, gibt es nicht. Statt Porträts besitzen wir vier verschiedene Idealbildnisse, auch sie wieder in der Form römischer Kopien nach Schöpfungen verschiedener Zeitalter. Das älteste gehört dem klassischen V. Jahrhundert an, das letzte, berühmteste, ist ein Werk des späten Hellenismus. Die erhaltenen Typen sind wohl nur ein Teil dessen, was das Griechentum im Laufe seiner Entwicklung an Homerbildern geschaffen hat. Jede Epoche hat sich eine neue, ihr gemäße Vorstellung des Dichters gebildet.

Um die Ikonographie Platons und Homers zu klären, hat die Ungleichheit der Problematik die Wissenschaft verschiedene Wege einschlagen lassen. Ähnlich war nur die Lage im Falle der Kopienkritik, d. h. in der Einordnung und Bewertung der einzelnen Kopien. Während aber das Platonporträt die Frage nach dem Wesen des griechischen Porträts, seiner Individualisierung und seiner Typik und die

\* Dieser enthält nur die rundplastischen Darstellungen Homers. Ein zweites, noch nicht erschienenenes Werk wird Münzen, Gemmen, Kameen, Reliefe, Mosaik und Malerei mit Homerbildern behandeln. Diese zweibändige Veröffentlichung wird von Robert und Erich Boehringer gemeinsam herausgegeben. Der erste Band stammt in der Hauptsache von Robert Boehringer. (Breslau, Ferdinand Hirt.)

Frage nach dem „wirklichen“ Aussehen Platons stellte, gaben die Homerbilder dem Archäologen die Aufgabe, sie überhaupt erst als solche zu sichern — inschriftlich ist nur ein Typus als Homer gekennzeichnet — die Fassungen zu datieren, ihren Stil zu bestimmen und in ihnen die wechselnden Formen des griechischen Geistes zu erkennen. Die Rolle, die dabei das denkerische Werk des einen und das dichterische des anderen spielen konnte, war gleichfalls nicht dieselbe. Galt es einmal, eine tiefere Einsicht in die Gesamtleistung des Philosophen durch die anschauende Bemühung um das Verständnis seiner Züge oder umgekehrt eine richtige Deutung des Porträts durch die vergleichende Betrachtung seiner Schriften zu gewinnen — so war bei Homer danach zu suchen, welche Aufschlüsse die Bilder über den Wandel der Auffassungen seiner Dichtung bei den Griechen klassischer und hellenistischer Zeiten möglicherweise ergaben, zu welchen künstlerischen Formen literarische Überlieferung und ewig lebendige Dichtung in verschiedenen Epochen miteinander verschmolzen.

Eine spezialisierte Geisteswissenschaft hätte und hat sich diesen Problemen von den mannigfachen Ausgangspunkten genähert; die Literatur ist tatsächlich riesig. Immer wieder schien dieses oder jenes noch unberücksichtigt, irgendein mögliches Detail falsch verwertet, ein anderes zu wenig ausgenutzt. In ungezählten Misszellen ergriffen ungezählte Gelehrte das Wort — aber es ist bezeichnend, daß keiner das „Ganze“ darstellte oder auch nur darstellen wollte. Interessant schien nur die einzelne neue Entdeckung, mochte sie auch noch so gering sein. Und in der Tat: mit Recht erschienen Bücher über die Summe aller Probleme unwichtig, andere, die sie kurzerhand überhaupt nicht beachteten, unwissenschaftlich. Bücher aber, die alle notwendigen Kleinigkeiten und Einzelheiten beherrschten und verwerteten und dennoch das „Ganze“ vermittelten, jenes Ganze, das „das Anstich des Genius“ ausmacht, mit der Unbefangenheit, die allein dem unmittelbar Erfassten eignet, und der Ehrfurcht, die den Erfolg verbürgt —, solche Bücher scheinen wohl unmöglich.

Sie sind es nicht, wie Voehringers Arbeiten zeigen.

Die den großen Tafelwerken beigelegten Ferthefte bringen in übersichtlicher Anordnung die gesamte antike und nachantike Literatur und Überlieferung. Verzichtet wird auf alle weitschweifige Beweisführung für oder gegen einzelne Auffassungen. Welche grundsätzliche Bedeutung dieser Verzicht hat, braucht nach unseren einleitenden Worten hier nicht mehr auseinanderzusetzen zu werden. Die „Richtigkeit“ der gegebenen Entscheidungen wird nicht expliziert, sondern soll durch ihre innere Überzeugungskraft wirken. Sie werden unangreifbar gemacht gleichsam durch die Selbstverständlichkeit aller Folgerungen, die nicht gezogen werden aus einer kritischen Abwägung einander widerstreitender Meinungen, sondern aus der Sache selbst. Überlieferung, Beschreibung, Nachweise und Literaturkritik sind sinngemäß geschieden. In welcher Art Bildnisse gedeutet und verglichen werden, dafür sei nur ein Beispiel angeführt: „Dort (im frühklassischen Werk) ist die göttliche Seele des Dichters Bild geworden; hier (im späthellenistischen Bildnis) berichtet Seelenkunde von einem Manne, dessen mächtiger Geist auch durch Leiden nicht gebrochen werden konnte. Aber beide Köpfe sind dichterisch und beide sind edel. Schiller hätte naive und sentimentalische Dichtung an ihnen zeigen können; doch hätte er hinzugefügt: das Naive ist göttlicher.“ Alles dient nur dem einen Ziel, die richtige Betrachtung der Tafeln zu fördern. Auf diesen sind alle erhaltenen Werke — auch nachantike Umformungen — in verschiedenen Aufnah-



men zusammengestellt. Sie verzichten auf jeden Effekt und sollen allein vom Werk, das sie wiedergeben, eine sachliche und daher schöne Vorstellung vermitteln.

Die beiden schmalen Hefte, die einzeln erschienen sind und den gemeinsamen Titel: „Das Antlitz des Genius“ tragen, führen ein in das Werk des Dichters und des Weisen. Sie zeichnen in klaren, schlichten und um so überzeugenderen Sätzen nach, was jene dem Verfasser gaben, sind gleichsam ein dankbar bekennendes Resümee der homerischen Epen und der Platonischen Dialoge — auch sie nur dienend, aber mit der stolzen Freude eines adligen Paladins. Kein „kulturhistorischer Rahmen“ wird ausgespannt, keine „Deutung“ versucht, kein Urteil abgegeben. Kaum merkt der Leser, wie der Verfasser ihn führt, wie er langsam, still, horchend und gehorsam seine Gedanken lenkt auf das, was da ist, was der große Dichter und der große Denker des Griechentums für alle Zeiten geschaffen haben. Diesen beiden Heften eignet jene Einfachheit, die das Zeichen der Größe ist, sie sind klassisch in dem Sinne, in dem wir von dem klassischen Altertum sprechen, und so sind sie ihrem Thema gemäß. Kein Hinweis von Sonderheft auf Tafelwerk oder umgekehrt durchbricht die organische Form der Veröffentlichungen. Dennoch gehören sie zusammen, aber auf eine bisher unbekannte Art. Sie ergänzen einander, indem sie auf verschiedenen Wegen den Leser zum gleichen Ziel, zum griechischen Genius, leiten. Keine Überredung, keine umnebelnde Bezauberung führt ihn in ein Traumland; die durchsichtige Klarheit sparsam gesetzter Worte läßt ihn erkennen und wissend bewundern. Nicht eine „wechselseitige Erhellung“ versucht, Probleme zu klären, sondern in sich geschlossene, getrennte Darstellungen zeigen das Eigentliche, das Wesen, die Gestalt und den Geist.

Die Bücher sind, wie es im Vorwort der Tafelwerke ausdrücklich heißt, „beiläufig, auf der Suche nach dem besten Bildnis“ Homers und Platons entstanden. Aber da diese Suche von einem unternommen wurde, dem Platon und Homer mehr waren als ein Thema, wurde sie doppelt belohnt: der Wissenschaftler verdankt ihr die Kenntnis der bis dahin unbekannten besten Replik des Platonporträts sowie die Entdeckung eines neuen Homertypus. Der Allgemeinheit aber hat diese Suche Arbeiten beschert, wie sie vorher kein Gebiet der Altertums- und der Kunstwissenschaft aufwies. Mit aller Eindringlichkeit zeugen sie von der Kraft und der Unsterblichkeit des Griechentums im deutenden und darstellenden Bild, im dichterischen und geistprägenden Wort. Das Antlitz des Genius steht vor uns. Wenn wir dem, der es uns weist, folgen, wird es uns anschauen und uns verwandeln. Diese Kraft der Verwandlung, welche die eigentliche Wirkung der großen Meister in unserem Dasein ausmacht —, sie ist es, die Boehringer aufruft und die von seinen Büchern ausgeht. Ist diese Kraft nicht das höchste Ziel aller geisteswissenschaftlichen Arbeit und ist es nicht allein zu erreichen durch jene andächtige Sachlichkeit, die nichts erklärt und nichts hinzutut, nichts antastet und nichts versehrt?

# R u n d s i c h a u

**Das Wort vor der Tat.** In einem wesentlichen Buche hat Franz Jblher Reden und Botschaften aus drei Jahrtausenden von Staatslenkern und Feldherrn ausgewählt und zusammengestellt, die sie in der letzten Stunde vor kriegerischen Handlungen an ihre Völker und ihre Krieger richteten: „Vor der Entscheidung“ (Berlin, A. Meigner. RM 6, —). Diese Zeugnisse echten Mannestums gehören zu den bedeutsamsten Äußerungen der Geschichte. Denn wenn das Wort nur noch Mittel ist, die Tat auszulösen, so wird der wahre Mann viele und große Worte verschmähen, alle Pose fällt ab, und der Mensch, der so oft hinter Worten sich verbergen kann, steht im Angesicht der Tat ohne Verkleidung da in seinem letzten Wert. Die Reihe beginnt mit Perikles und endet mit Hindenburgs Armeebefehl vom 1. September 1914. Wir geben einige Proben. Vor der Schlacht bei Cannae rief Hannibal seinen Soldaten zu: „Seid ihr nicht durch die früheren Siege in den Besitz der euch von mir verheißenen Ebenen und ihres Reichtums gelangt? Ist nicht die Wahrheit aller meiner Versprechungen durch die Erfüllung erwiesen? Jetzt gilt es den Kampf um die Städte und ihre sämtlichen Schätze! Erringt den Sieg und ganz Italien ist euer! Mit dem Gewinn aller römischen Güter, mit der unumschränkten Herrschaft über alles, wird am Ziele eurer Mühsal diese Schlacht euch lohnen! Auf denn, das unnütze Wort weiche der Tat und mit Hilfe der Götter sollen bald meine Verheißungen erfüllt sein!“ Vor der unglücklichen Schlacht auf der Frauenwiese gegen Germanicus im Jahre 16 n. Chr. feuerte Arminius seine Krieger an: „Gedenkt der römischen Habsucht und Grausamkeit, gedenkt des römischen Übermutes! Bleibt euch anderes übrig, als die Freiheit siegreich zu verteidigen oder zu sterben, ehe ihr in Knechtschaft fallt?!“ An die freien Goten richtete Totila vor der Schlacht bei Taginae folgenden Appell: „Nicht nur Waffendienst, auch die liebste Beschäftigung, wenn sie nicht freiwillig geschieht, sondern mit Gewalt, Lohn oder sonstwie erzwungen wird, macht den Menschen keine Freude mehr, erscheint ihnen widerwärtig, weil sie erzwungen ist. Daran denkt und wir wollen tapfer gegen die Feinde kämpfen!“ König Heinrich der Vogler rief den versammelten Sachsen vor der Ungarnschlacht bei Riade zu in Beantwortung der Frage: Tributzahlung oder Krieg: „Soll ich den zum himmlischen Dienste geweihten Schatz wegnehmen und ihn — zu unserer Rettung — als Lösegeld den Feinden Gottes ausliefern? Oder soll ich nicht lieber die irdischen Schätze der Verehrung Gottes opfern, damit wir durch den Erlöst werden, der wahrhaft unser Schöpfer und Erlöser ist?“ Otto der Große fand vor der Schlacht auf dem Lechfeld die folgenden Worte: „Meine Krieger, ich würde mehr sagen, wenn ich glaubte, durch meine Worte den Mut und die Kühnheit eures Gemütes zu erhöhen. Laßt uns jetzt lieber mit den Schwertern als mit Worten die Entscheidung suchen!“ Die anständige, selbstverständliche Achtung des wahren Soldaten vor seinen Feinden spricht aus Grundsbergs Ansprache an die Landesknechte bei Pavia: „Wir haben einen prächtigen Feind; aber sein Volk und Hauptleut haben wir vordem allweg geschlagen und ist jetzt auch mit der Hilfe Gottes gewisser Sieg zu erhoffen, Ehr und Gut zu erlangen. So wollen wir auch unsere Freund und Brüder in der Stadt Pavia erledigen. Welche das tun wollen, die sollen eine Hand aufheben!“ („Da haben alle Hauptleut und Knecht fröhlich die Hände aufgehoben und geschrien, er sei ihr aller Vater, sie wollten Leib und



Leben für ihn setzen.“) Moritz von Oranien zeigt sein tiefes Gottvertrauen vor der Schlacht bei Nieuport im Jahre 1600: „Nächst dem Allerhöchsten ist keine Hoffnung als in den starken Waffen. Ich und das ganze Kriegsvolk haben keine Ausflucht, zu entkommen! Wir sind an diesem Ort von dem wilden Meer und an jenem von dem ruchlosen Feinde umschränkt. Ich habe beschlossen, entweder mit euch glücklich zu streiten und zu siegen oder ritterlich zu streiten und zu sterben!“ Führern, hinter deren stahlharten Worten so überzeugend der Mann stand, folgte das Kriegsvolk willig, weil der volle menschliche Einsatz der Führer die Worte adelte.

**Das dritte Buch.** Unter bücherfreundlichen Menschen wird immer einmal wieder die alte nette Preisfrage aufgeworfen, mit der schon Diderot eine seiner Kritiken würzte, welche drei Bücher man wohl in die Verbannung auf eine einsame Insel oder in lebenslanges Gefängnis mitnehmen würde? Die Bibel natürlich und Homer, wenn man kein Narr sein will. Aber das dritte Buch, bei dem die Wahl und damit die Qual doch eigentlich erst einsetzt? Wieviele Lieblingsbücher, die wir im Augenblick ihres Eindrucks jener großen Trinität für würdig hielten, sind uns schon mit den Jahren verblaßt! Wie manche von sich aus dauerhafte Literatur würde vor einem solchen unendlichen Anspruch doch früher oder später ihre Begrenzungen herauskehren! Begrenzungen, die allein schon damit entstehen, daß es sich um Werke eines einzelnen, wenn auch größer oder geringer begnadeten Menschengesittes zu handeln pflegt. Für eine unendliche Unterhaltung und einen unendlichen Geistesaustausch brauchen wir aber gerade darum, weil wir selbst nur Individualitäten sind, den Kontakt mit der Gemeinschaft und einer möglichst großen Summe bedeutender Individuen, Talents- und Geistesrichtungen. So würden wir uns als drittes Buch statt des Faust oder des Lear, statt Hölderlins oder Kants, Platons oder Dantes Werken vielleicht doch lieber ein Buch wünschen, in dem sich recht viele bedeutende Geister auf beschränktem Umfange, aber doch prägnant, einigermaßen bezeichnend und erschöpfend ausgedrückt haben. Es wäre weiter zu wünschen, daß in diesem Buche nicht nur zu einem oder zu wenigen Themen, sondern zu möglichst vielen, ja, wenn es anginge, zum Kosmos der Dinge, der Fragestellungen und Erkenntnisweisen lebendig Stellung genommen würde. Und wenn wir dazu noch Deutsche sind, dann müßte das „dritte Buch“ nach Möglichkeit eines sein, in dem uns auf Grund unserer eigenen natürlichen Bluts-, Sprach- und Kulturgrundlagen warm und heimatlich zumute wird, es müßte ein Buch von Deutschen sein. Alle diese frommen Wünsche werden nun in einer Veröffentlichung erfüllt, die unter dem Titel „Deutscher Geist. Ein Lesebuch aus zwei Jahrhunderten“ im S. Fischer Verlage Berlin erschienen ist. Die Absicht dieses von Oskar Loerke zusammengestellten und eingeleiteten Buches war es, „ein geschlossenes Denkmal dessen zu geben, was deutscher Geist ist, monumental und sichtbar für die übrige Welt, zur Erinnerung, Anregung und Stärkung für die gegenwärtigen Deutschen. Aufgenommen wurden nur vollständige, in sich geschlossene Stücke mit essayistischem Charakter“. Es hat schon mancherlei Anthologien und Lesebücher gegeben. Das hier geschaffene Buch übertrifft sie aber alle an Umfang, an innerem Gewicht und kompositorischer Geschlossenheit. Es ist in der Tat ein „einziges“ Buch, ein biblion deutschen Geistes geworden. Rund 120 Beiträge wurden gesammelt. Windelmann hat das erste, der junge, früh gefallene Norbert von Hellingrath das letzte Wort. Neben den ausdrücklichen Dichtern und Schriftstellern unserer Sprache stehen in ungefähre chronologischer, sonst aber thematisch gut durcheinander gemischter Folge Beiträge

von ziemlich allen unseren bedeutenden Denkern, von großen Naturforschern, Historikern, Diplomaten, Militärs und Künstlern anderer Gebiete, die mit linker Hand auch schriftstellerisch hervorgetreten sind. So sind thematisch keinerlei Grenzen gezogen, wofern ein Beitrag nur die Signatur bedeutenden Geistes und gemeisterten sprachlichen Ausdrucks besaß. Für den letztgenannten Gesichtspunkt ist kein engherziger Begriff eines guten deutschen Aufsatzes zur Anwendung gekommen. Die Herausgeber haben ebenso, wie sie sachlich ein universelles Interesse gegenüber jeglichem Thema bezeugten, auch formal dem deutschen Geist jede Eigenart, wofern sie nur keine ausgesprochene Unart war, belassen; sie haben den schweren, dichten, körnigen Stil mit dem heiteren, den satirischen mit dem sachlichen, den hoch poetischen mit dem abstrakt-prosaïschen wechseln lassen, so daß also nicht etwa nur solche Gebilde betonter stilistischer Kunstfertigkeit, wie sie etwa im Französischen oder Englischen „essai“ genannt werden, aufgenommen wurden. Der deutsche Geist ist ja vielleicht gerade darum so mannigfaltig und geweitet, weil ihn kein solches gemeinsames schriftstellerisches Stilideal beengt hat. Wenn wir oben ein Buch suchten, das sich nicht wie noch jeder Roman in einem Tage auslesen, das sich nicht wie noch jedes Lehrbuch in einem Monat durchstudieren ließe, wenn wir ein Buch zum Lesen und Immer-wieder-Lesen herbeiwünschten, dann wurde es mit dieser Sammlung deutscher Aufsätze geschaffen. Nur im meisterlichen Aufsatz konnte ja auf engem Raume jeweils ein Ganzes gegeben werden, konnten Geist und Kenntnisse, Charakter und Kunst des Schreibenden eine Einheit des sprachlichen Ausdrucks gewinnen und konnte auch jedes nur denkbare Sachgebiet, wenn schon nicht erschöpft, so doch zentral und wirklich „etwas sagend“ angepackt werden. Das Buch vermittelt uns daher, welchen Sonderinteressen wir auch obliegen, mit welchen eigenen Begrenzungen und Talenten unsere Natur auch auf es antworten möge, in jedem Falle eine kaum auszuschöpfende Fülle sachlicher Horizonterweiterungen und sprachlicher Entzückungen. Es ist, wie es im Wesen des Aufsatzes liegt, zwar ein voraussetzungsloses, aber kein dünnes oder leichtes, sondern ein hochkonzentriertes Buch, dessen bloßes Durchlesen nur in geräumiger Frist mit reichlichen Atempausen möglich ist, das wie ein schwerer, langsam zu erobernder Hochgebirgsgipfel vor einem liegt, auf jedem Schritt Weges die Mühe indessen mit den lieblichsten Ausblicken, den köstlichsten, dauernd wechselnden Eindrücken belohnt. Mit einem Wort: es ist das „dritte Buch“, das wir suchten und dessen Wahl uns nicht später einmal gereuen kann.

**Die Kirche und das Amt.** Kenntnis der eigenen und fremden Bereiche, Führung mit der fortschreitenden Vertiefungsarbeit, Mut zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit sowie Hingabe und Bereitschaft für das große Werk der Verständigung gehören zu einer Arbeit, wie Hans Asmussen sie in dem Werk „Die Kirche und das Amt“ (München 1939, Chr. Kaiser) niedergelegt hat. Auf weite Strecken hin hat der Verfasser die Voraussetzungen erfüllt, die zum Wagnis einer solchen Arbeit berechtigen. Es geht dem Verfasser um „die eine heilige, christliche und apostolische Kirche“; sie findet nur, „wer sie in ihrer Tiefe, ihrer Weite und ihrer Höhe will“. Diese Dimensionen werden sichtbar, mehr noch, wirklich, d. h. wirkend im Amt der Kirche. Daher untersucht er Ursprung, Wesen und Weise des Amtes. Letzter gültiger Maßstab ist dem Verfasser die Schrift, und er steht auch vor dem „Zeugnis der Väter“, Calvin und Gerhard, mit diesem objektiven Maßstab, um mit ehrlicher Überzeugung fest-



zustellen, daß beider Lehre vom Amte sich nicht mit dem Neuen Testament deckt, „weil sie den Offenbarungscharakter der Kirche nicht ernst nehmen“. Dann prüft der Verfasser die Schrift selbst und die Ämter der jungen Kirche und kommt zum Ergebnis, daß die Grundlage der Ämter die „Gabe“ ist, das Charisma, dem der „eine Geist, der eine Herr, der eine Gott“ zugrunde liegt, um dann sofort die Entscheidungsfrage für die evangelische Christenheit zu stellen: „Glaubt sie, daß die von ihr vollzogenen Sendungen durch den heiligen Geist geschehen?“ „Es ist zu fürchten, daß sie darauf kein Gewicht legt, sondern sich in unangebrachter Bescheidenheit mit einer auf Grund des geltenden Rechts geschehenen Sendung begnügt.“ Hier stößt der Verfasser ins Sakramentale, in die Seinsbegründung der Weihe und ihre konstituierenden Faktoren vor; er geht auf die apostolische Sukzession der anglikanischen und römischen Kirche ein und bedauert, daß die evangelische Christenheit dem praktischen Anliegen dieser irrigen Theorie, wie er sie nennt, nichts an die Stelle zu setzen hat. Es fehlt die Stelle, die über die Legitimität der Sendung entscheidet. Hier wäre ein Ansatzpunkt, um mit den Katholiken über Weihe und Gabe, Sakrament und Habitus zu sprechen, um Brücken zu schlagen über den Graben der Fremdheit, der hüben und drüben noch trennend wirkt, aber nicht mehr in dem Maße, wie das früher der Fall war. — Asmussen hat auch die Frage Schrift und Kirche wieder aufgerollt. Er tut das mit menschlicher Zurückhaltung, weil er weiß, daß es hier um eine grundsätzliche „Unterscheidung“ geht. Sein Buch vom Amt hat auch diese Frage, wenn auch indirekt, dem Verstehen der Christenheit wieder nähergebracht. Wenn für Asmussen die Kirche der Ort der Offenbarung ist, „nicht nur der Ort, wo über Offenbarung geredet wird, sondern der Ort, wo Offenbarung sich ereignet“, dann wird über das Verstehen der Kirche auch ihre Einigung und Einheit möglich sein. — Asmussens Arbeit ist ein tiefer Vorstoß; vielen evangelischen Christen wird er als Neuerer erscheinen, Katholiken als ein ehrlich um das beiderseitige Verstehen und um ein Überwinden der Fremdheit Bemühter. Sicherlich werden die „Fachleute“ zum einen oder anderen noch Stellung nehmen. Des Verfassers Anliegen ist groß, er stellt „alle christlichen Kirchen vor die Aufgabe, zunächst nach dieser Einheit, die Gott geschenkt hat, zu suchen. Bei dieser Suche hat sie sich von letzten, nicht von vorletzten Bestimmungen leiten zu lassen!“ — Gilt aber nicht für die Suchenden des Herrn tröstliches Wort: „Wer sucht, der findet“? —

**Leopold Weber 75 Jahre alt.** Immer wieder trifft man in der Welt und insbesondere in Deutschland auf Menschen, die erst in reiferen Jahren, wenn für viele das Streben schon aufhört, ihre eigentliche Aufgabe finden und dann mit angesammelter Kraft unter dem Stern ihres erkannten Lebensgesetzes staunenswerte Leistungen vollbringen. Zu ihnen gehört Leopold Weber, der im Januar seinen 75. Geburtstag beging. In Rußland von deutschen Eltern geboren und in der russischen Umwelt erwachsen geworden, ging er wie seine Brüder über den Ozean nach Amerika, um zu farmen, kehrte aber bald nach Europa und in seine eigentliche Heimat Deutschland zurück, in der er aber im städtischen Leben kein Genüge findet, sondern mit Ernst Kreidolf in das Werdenfeller Land zu den Bergbewohnern geht und mit ihnen sieben Jahre als einer der Ihren lebt. Dies hat er in einem besonders reizvollen Büchlein, das mit Zeichnungen von Kreidolf geschmückt ist, beschrieben. Nach dieser Episode, die aber nichts Zufälliges für seine Entwicklung bedeutete, läßt er sich in München nieder, einer dichterischen und kritischen Tätigkeit lebend. Der Vierziger bezieht — immer im Auftrag

seines immanenten Gesetzes — die Universität und wird Germanist. Als Fünfziger geht er zu den Soldaten als Freiwilliger beim Leibregiment und kämpft vor Verdun als Infanterist, wird Offizier vorm Feinde und steht dann im Osten. Nach dem Kriege beginnt die Ernte zu reifen, und eine volle Garbe nach der andern verläßt die Scheuer. Er gewinnt neu für unser Volk die alten Götter- und Helden-sagen in einer vorbildlichen Arbeit als Jugendschriftsteller, dessen Bücher aber den Erwachsenen gleich wertvoll werden. In der Festrede, die Karl Alexander von Müller dem Freunde zu seinem 70. Geburtstage hielt, rühmt er ihm mit Recht auszeichnende Eigenschaften nach, die er als Blutserbe in sich trägt: Treue, Ehre, Trost, Opfer Sinn fürs Allgemeine, Gottvertrauen und unbegrenzten Mannesmut. Die innere Verwandtschaft des germanischen Sagengutes mit dem tragischen Schicksalsbegriff der altgriechischen Welt führte ihn dann in organischer Entwicklung zu einer Neuübertragung der Odyssee, die er in Rhythmen, die der deutschen Sprache gemäß sind, übertrug: in Ehrfurcht vor dem Gewordenen und vor dem Werden. Das deutsche Volk hat Veranlassung, Leopold Weber zu seinem 75. Geburtstage zu grüßen als einen echten Mann, der sein Schicksal wie seine Aufgabe erfüllte, in Dankbarkeit für die reichen Gaben, die er ihm bescherte.

**Ein volksdeutscher Wegbereiter.** Am 9. Januar beging Dr. Werner Wirths seinen 50. Geburtstag. Seiner inneren Neigung nach zur Bühne hingezogen, geriet der durch das Kriegserlebnis Verwandelte unversehens in die Reihe der volksdeutschen Kämpfer nach dem Weltkriege. Der innere Zwang, im Zusammenbruch politisch Stellung zu nehmen, ließ ihn eine Zeitschrift gründen, die bald ihre besondere Bedeutung gewann und ihre eigene Note Zeit ihres Bestehens durchhielt. Er nannte sie „Gewissen“, das zum Organ der im Juni-Klub zusammengeschlossenen jungen Politiker wurde. In diesem Kreise erhielt die Arbeit für das Grenz- und Auslandsdeutschtum, die damals am meisten bedrohten Volksteile, ihre politische Spitze. Wirths trat zum Deutschen Schutzbund über, in dem er durch lange Jahre eine nachhaltig wirkende Korrespondenz „Deutsche Briefe“ herausgab und hiermit eine Pionierarbeit leistete, von der später andere unbewußt und bewußt ihren Nutzen zogen. Wirths hat nie das Bedürfnis gespürt, auf der politischen Bühne im Vordergrund zu glänzen, sondern hat in Beständigkeit und Ausdauer stille und fördernde Arbeit geleistet, nicht zuletzt in den grenzlanddeutschen Verbänden, denen er durch seine Herkunft aus Eupen nahestand, ohne nach Anerkennung und Lohn zu fragen. Nach Fritz Kleins tragischem Tode trat Wirths bis zum vielbeklagten Ende dieser Zeitschrift in die Leitung der „Deutschen Zukunft“ ein, um sich dann neuen Aufgaben zuzuwenden. Mit der ihm angeborenen großen Ruhe und einem wohlthuenden Humor hat Wirths wie so mancher andere Bahnbrecher des volksdeutschen Gedankens es lächelnd mitangesehen, wie andere ernteten, was er mit gesät. Ihm genügte es, wie er als Soldat im Weltkriege in dem guten Feldartillerieregiment Nr. 24 und anderen Formationen seine soldatische Pflicht redlich erfüllte (siehe das echt soldatische Buch: „Wir wurden gerufen“), des Wissens seiner Freunde um seine Leistung sicher zu sein. Aber er wird es seinen Freunden nicht verwehren wollen, wenn sie an einem Abschnitt seines Lebens ihm, dem guten Kameraden, in Kameradschaft und Anerkennung die — vorläufige — Bilanz seines bisherigen Wirkens ziehen.

**Dank an das Leben.** Wenn zwei bedeutende deutsche Schriftsteller, die in starken Büchern, der eine als bald Achtzigjähriger, der andere über 75 Jahre, von ihrem Leben Rechenschaft ablegen, hierfür Titel nehmen wie „Es lohnte



sich, gelebt zu haben", wie Paul Lindenberg es tut (Berlin, Vorhut-Verlag Otto Schlegel. RM 9,50) und „Gottgesandte Wechselwinde" nach Goethes „Seefahrt", wie Paul Oskar Höcker ihn wählte (Bielefeld, Velhagen & Klasing. RM 9,50), so ist das eine nachdenkliche Angelegenheit. Man freut sich, daß beide am Lebensabend kein Fragezeichen, sondern eine volle Beziehung aus dankbarem Herzen sehen. Beide Bücher gemeinsam zu betrachten, dazu gibt nicht nur die Gleichaltrigkeit bei sehr unterschiedenen Lebensläufen Veranlassung, sondern die Tatsache, daß, weit über das Persönliche hinausgehend, hier Dokumente einer Epoche entstanden sind. Paul Lindenberg, der seine journalistische Laufbahn, zu der ihn ein unüberwindlicher Drang und sein inneres Gesetz schon im Knabenalter trieben, an der „Deutschen Rundschau" begann, verleugnet den echten Journalisten in keiner Zeile. Den Journalisten, der in Ausübung einer Sendung es verstand, mit den bedeutenden Menschen, die politisch, geistig und kulturell für ihre Zeit bestimmend waren, Fühlung zu gewinnen und die geknüpften Beziehungen taktvoll und fruchtbar auszuwerten. Er gliedert sein Buch, das einen sowohl in seinem Ausmaß wie an innerem Gehalt ungewöhnlich reichen Lebensinhalt ausagt, weniger nach dem zeitlichen Ablauf seines Lebens, sondern nach den Persönlichkeiten, mit denen sein Leben und sein Beruf ihm Berührung brachten. Lebendig und anschaulich schildert er das Berlin seiner Jugend, die literarischen Kämpfe im Schrifttum und auf dem Theater, schreibt von seinen Erlebnissen mit den großen Dichtern des damaligen Deutschland, den Malern, Bildhauern, Musikern und den geistigen Führern der Wissenschaft. Er erzählt fesselnd von seinen Begegnungen mit gekrönten Häuptern, mit den Männern des Schwertes, mit Staatsmännern von Bismarck bis Li-Hung-Chang. Besonders sei ihm verdankt, daß er in seiner temperamentvollen Art der Stammtische nicht vergaß, an denen in Berlin vor dem Weltkrieg und gelegentlich auch nachher ein gut Stück geistige und künstlerische, ja wohl auch politische Geschichte gemacht worden ist. Ein Leben, gefüllt bis zum Rande an äußeren Begebenheiten, aus denen er dank seiner Aufnahmefähigkeit und in richtigem Maßhalten die Essenz zu ziehen verstand. — Ganz anders die Art, wie Paul Oskar Höcker von seinem reichen Leben Rechenschaft ablegt. Stünde in diesem Buche nichts anderes als die mit tiefer Liebe und innerer Devotion geschilderte Beziehung zu seinem Vater, dem großen Charakterdarsteller und dem von uns Älteren unvergessenen Freund unserer Jugend mit seinen ungezählten Vätern, so wäre das schon Gewinns genug. Es adelt den Mann oder setzt ihn herab, wie er seiner Väter gedenkt. Höcker trägt die Pfunde eines reichen künstlerischen Ahnenerbes im Blute, und als Musikant, Komponist wie Kapellmeister, füllte er seinen Platz voll aus, bis seine eigentliche Berufung ihn ganz zu dichterischen und schriftstellerischen Arbeiten für die Bühne und im Roman zwang. Sein Romanwerk ist Millionen von Lesern zugänglich. Wie weit seine Beliebtheit und sein Ruf gehen, darauf konnte man auf einer gemeinsamen Reise mit ihm durch den Südosten Europas eine hübsche Probe machen: auf Stationen, die auf dieser Reise deutsche Zeitschriftenleiter nach den schnell verbreiteten Gerüchten berührten, fanden sich Deutsche in Jugoslawien auf weiten Wegen ein, um einmal den Schöpfer geliebter Erzählungen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Auch Höcker trat durch sein Schaffen — nicht zum wenigsten als langjähriger Herausgeber von „Velhagen & Klasing's Monatsheften" — zu vielen bedeutenden Persönlichkeiten des In- und Auslandes in nahe Beziehung. Ausgedehnte Reisen führten ihn, den jede Gesellschaft als berufenen Bericht-erstatte gerne unter ihren Gästen sah, in die weite, bunte Welt, so daß er seinem

Fernweh ganz Genüge tun konnte, was er um so leichter auf sich nehmen durfte, als ihm in seiner Familie und seinem musikerfüllten, gepflegten Heim der feste und geliebte Halt seines Lebens erwachsen war. Er hat es verstanden, die beiden Grundelemente seines Wesens, den Künstler und den Soldaten, zu harmonischem Ausgleich in sich zu bringen. Es gibt wohl kaum einen Deutschen, der sein Büchlein „An der Spitze meiner Kompanie“ — das erste Kriegsbuch aus dem Weltkriege — nicht gelesen hat. Aber hier ist nicht der Platz, dem Leben beider Männer im Einzelnen nachzugehen. Hier interessiert das Symptomatische dieser beiden Leben stärker. Sie sind beide ein Beweis dafür, was der wirklich Tüchtige mit Zielstrebigkeit und Betriebsamkeit auch in einer Zeit erreichen konnte, in der allerhand Schwierigkeiten und Schönheitsfehler gesellschaftlicher Art noch zu den Gegebenheiten gehörten, und beider Bücher sind ein überwältigendes Zeugnis des heute fast unvorstellbaren Reichtums des geistigen und kulturellen Lebens ihrer Zeit. Beide sind keine *laudatores temporis acti*, aber beide legen in guter Haltung Zeugnis ab von den Möglichkeiten weitester menschlicher und schriftstellerischer Entwicklung, die ihnen eine Zeit bot, die man allmählich nun genug geschmäht haben sollte. Beide vermeiden den billigen Standpunkt, Geschehnisse und Zustände früherer Zeiten, die nur nach ihren eigenen Gesetzen gerecht zu beurteilen sind und nicht der Unbill einer erst jüngst gewonnenen Betrachtungsweise unterworfen werden dürfen, unter den Maßstäben von heute zurecht zu rücken. Bei aller jugendlichen Begeisterungsfähigkeit für das Neue denken sie nicht daran, zu behaupten, dieses Neue alles vorausgesehen und alles früher verdammt zu haben, was heute verdammt wird, wie es manch einer heute tut. Solche *ex eventu* Klugen sah man seinerzeit als muntere Fische im nachträglich beschimpften Teich plätschern. Höcker und Lindenberg danken ehrlich dem Leben für alles, was es ihnen gab — sie sollen wissen, daß auch die, denen sie gaben, ihnen danken.

WALTER FÖRST

## Die Ausgestoßenen

Erzählung

Als die Sonne unterging, wurden zwar alle Dinge der Landschaft von den zarten Händen der Dämmerung seltsam angerührt, aber es war noch lange Weile hin bis zur Nacht. Der Jüngling hatte seine karge Wanderlast für eine Zeit dem üppigen Rasen anvertraut; er selbst saß an der Böschung des Dammes, der sich ganz dicht an die Uferlinie schmiegte, den Rücken gelehnt gegen einen kleinen weißen Meilenstein; er sah hinaus auf den Strom, dem ewigen Fließen folgend, hinab und entgegen, und er sah, wie das Leuchten des Tages nun lau aus allen Bereichen der Landschaft dahinfloß. Um eine geringe Stufe wurde es kühler. Da erhob er sich wieder. Die Sonne war verglüht, eine mildere Helle sank auf Wiesen und Hügel, und der Jüngling setzte aufs neue die Wanderung fort, die ihn über die Gebirge mancher Tage hinab in dieses Land geführt hatte. Der Strom war die beherrschende Geste des Gefildes, das für dessen Mächtigkeit eine breite, ebene Bahn aufwies; Halben von Blüte und Frucht und flache Hänge



erhoben sich an den Rändern; und die Stadtlosigkeit, die Ruhe, die silberne Frische des Wassers, die Ebenheit: dies alles machte dem jungen Fremden den Landstrich mit einemmal so liebenswert, daß er bald schon, da er eben von den Bergen herab das Stromland betreten, Zeichen davon spürte, wie die Raftlosigkeit sich zu mildern, ja zu verebben begann, die ihn auf diesen Wanderweg getrieben hatte. Die dunkle Last, bitterschwere Erinnerung an den durchlittenen Winter, ging nicht mehr mit auf allen Wegen. Alle Tage waren nicht mehr Schein nur und Gleichförmigkeit, Licht, das blühte, und Licht, das verrann, das aber fremd und unbedeutend war gegenüber der lähmenden Nacht, die die Vergangenheit über das Innere hatte: Nein, scheues Glück brachten der Aufgang der Sonne, Freude die Gruppen und Bilder des Landes, die Hügel, die ginstherhellen Hänge, die Wiesen und Wege, die Bäume am Ufer und das ewige, glickernde, gleißende Leben des Stromes. Nun war wieder ein Tag im Vergehen, der Jüngling erhob sich vom Plak der Raft und ging der Nacht entgegen. Nun war es Gewißheit geworden: in diesem Bereich würde er bleiben, einsam den Sommer verbringen, versteckt irgendwo zwischen den Büschen am Ufer; ein paar Häuser wären fern, und auch die Menschen, und über dem Bogen des Stroms und den Hälften seines Landes würden Tag und Nacht wechseln in einer großen, unübertrefflichen Melodie.

Dieser Gedanke nahm ihn ganz gefangen, er witterte schon den herben Geruch seines Wiesenommers aus der Niederung zwischen Ufer und Wiesen, und als er den Weg voraussah, gewahrte er, wie der Damm sich bald in einem weiträumigen Bogen ins Land hineinwendete. Da verließ er die hohe Bewehrung und hielt auf das Ufer zu, das er bald schon erreichte. Er ging nun dicht immer neben der rot in der Tiefe durchleuchteten Flut dahin. Die Linie des Ufers verlor sich fern in der Dämmerung. Wiewohl auch die Milde des Lichtes alle Gestalt verzauberte, waren doch der Strom in seinen Windungen und die Zeichnung des Ufers deutlich und ohne Unterbrechung. Aber bald, als gerade nach einer Krümmung eine neue Strecke begonnen hatte, bemerkte der Jüngling mit einemmal staunend nicht weit voraus einen Mann, der hart am Wasser auf dem sandigen Grunde des Ufers stand. Er hatte eine Angel geworfen und stand dort ohne eine Bewegung; der Schwimmer nur auf dem stillen Spiegel des Randgewässers verschob sich hin und wieder ein wenig. Der Jüngling ging weiter auf den Seltamen zu, aber erst, als er dicht heran war, sah ihm dieser entgegen. Da straffte sich gerade die Leine, der Fischer hob den Fang und warf ihn in einen Korb. Dann wandte er dem Jüngling voll sein Gesicht zu.

Geringer Wind nun hatte sich erhoben. Die Fläche des Stromes wurde ein wenig gekräuselt und mit Fältchen und Kreisen überweht. Der Fischer nahm den Korb und sagte dem Jüngling, er solle ihm folgen. Er sagte dies nach einem kurzen Wort der Begrüßung und lud ihn damit ein, in seiner Strohütte zu bleiben, ohne weiter zu bitten, denn er wußte, der junge Fremde mußte ein Außergewöhnlicher sein, wenn er in diesen entlegenen Streifen am Strom kam, zur Nachtstunde. Er hatte mit dem untrüglichen Blick dessen, der außerhalb der Gesellschaft und ihrer Alltäglichkeit steht, gesehen, daß der Jüngling mit Leid behaftet war und eine Erlösung suchte, die die Landschaft ihm geben sollte. Er trug den Korb lässig auf der Schulter, und der Jüngling folgte ihm langsam. An die Wand einer Vertiefung hatte der Fischer seine Hütte gebaut. Stroh und Moos bildeten Dach und Wände, der Boden war von hartgetretenem Lehm. Sie aßen dort von einem rohen Holztisch die Fische, die der Stromanwohner gebraten hatte. Sie sprachen wenig. Dann war die Nacht schon eingebrochen. Am Ufer saßen sie später,

und nun erst betraten sie den Raum menschlicher Gemeinsamkeit, der über den Niederungen des Banalen liegt.

Die Nacht war mondlos. Die breite Bahn des Stromes zog sich leise rauschend und murmelnd durch das Land wie am Tage. Ganz schwach lag Farbigkeit über den Wellen: es war die dunkle Bläue des Himmels, die die Tiefe des Wassers schimmernd wiedergab. Sterne schwammen darin. Am anderen Ufer standen dichte Reihen Pappeln und Weiden, schlankte Gestalten und wirre Knüppel im Wind: sie waren schwarz über dem Wasser und im Spiel blaß nachgebildet. Die Hügel in der Ferne konnte das Auge nur als großen Umriß sehen; Masse war der Wald in tiefster Lichtlosigkeit, schwacher Schein waren die Wiesen. In der Nähe beugten sich die Bäume zuweilen ein wenig; die Büsche über der Hütte wisperten, leise bewegt.

Da begann der Mann unvermittelt zu sprechen. Er sprach langsam und in Pausen. Von dem Strom und seinen Schiffen erzählte er, von den Menschen, die vorbeifuhren, und von denen keiner seine Hütte sehen konnte. Von den schweren Kohlenkähnen, die tief in das Wasser griffen. Von den Fischen, die im seichten Ufergewässer spielten und unter Steinen ruhten, die auf langen Kiesbänken sich sammelten. Von den Vögeln und den Tieren zwischen Strom und Ufer. Aber der Jüngling wollte dies alles nicht wissen, . . . wie die Tiere lebten, und wieviel Schiffe am Tag vorbeifuhren. Er merkte, wie er auf einmal, ohne es zu wollen, von seinem Wanderweg zu berichten begann, von den Leiden des Winters und seinem heimlichen Aufbruch. Er fühlte zur gleichen Zeit, wie dieser Mann ein ganz anderer war gegenüber jenen Menschen der Gesellschaft und man ihm deshalb ohne Scheu alles erzählen konnte, wie er aber auch das Vergangene von sich abwarf, wie er den Beginn der Loslösung, der Erneuerung fand. Als der Grat eines fernen Gebirges, der noch im Nebel liegt, während der Tag hell über der Ebene herrscht, ragten die Worte des Vaters in seiner Erinnerung, die jener am Vorabend seines heimlichen Aufbruchs gesprochen hatte. „Es geht zuletzt nicht um die Gesellschaft, der wir unseres Hauses wegen verpflichtet sind“, hatte er gesagt, als er mit seinem Sohn wieder allein war, vor diesem stehend, der fassungslos seiner Verdrängung Luft machte. „Zwar mußt du deiner Lebenslage Zugeständnisse machen, aber es geht nicht um das Gewissen dieser Gesellschaft — vielleicht hat sie gar keines — und nicht einmal um das Gewissen der Welt. Nein, dein eigenes muß dir immer Richter sein — —.“ Was galt es hier schon mit Worten zu sagen, und wenn, so war es dieses, daß er auf einmal ein enges Vertrauen zu diesem Mann am Strom zu spüren meinte und nur den einen Gedanken kannte: „Hier muß ich bleiben!“

„Sieh —“ sagte der Mann da, und als er die Worte begleitend einen Stein in das Wasser warf, sprang ein Kreis zwischen den Wellen auf, der sich uferlos in der Ferne rundete, „sieh, nun sitze ich hier schon Jahre, aber ich bin nicht etwa Fischer oder Landmann. Ich habe ganz andere Dinge getrieben, damals draußen in der Welt. Nun, ich treibe jetzt Dinge, die vielleicht schlimmer sind. Aber du fragst nicht. Nicht, wie ich hierher gekommen bin; warum ich geblieben bin und mir diese Hütte gebaut habe; nicht, was ich jetzt tue und wovon ich lebe. Was ich früher getan habe und was aus mir werden soll, das ist auch ganz gleich. Und auch, ob ich von der Vergangenheit zehre, oder ob ich einer Zukunft lebe. Die Einrichtungen der Menschen sind nicht das Wichtigste. . .“ — „Ja, die Liebe ist das Wichtigste und das Land, Himmel und Sonne, und das, was danach kommt, wenn es danach noch etwas gibt —“ wollte der Jüngling sagen, den Gedanken



vollendend. Aber der Mann sprach noch weiter. „Wovon ich lebe — ? Nun, die Fische ernähren einen und ein paar Rüben. Und dann . . .“ — dabei sank seine Stimme zum Flüstern herab; die nächsten Worte, die er murmelte, verstand der Jüngling nicht, denn der Mann hatte sich zur Seite gebeugt, und seine seltsame Haltung ließ keine Deutung dessen zu, was er trieb. „Komm her . . .“ zischte er. Der Jüngling kniete unter der Uferkante nieder, daß seine Füße schon im Sand versanken, der Mann faßte sein Handgelenk und zog ihn nahe heran, und die Lichtarmut dieser Nacht, die schwache Bewegung des Flusses dicht hinter ihnen: sie ließen den Raum der Landschaft leer und tot erscheinen, und sie bewirkten, daß das kleine Viereck ihres Aufenthalts im Sinne des Jünglings mit einemmal zur Bühne seines Schicksals wurde, zum Gefäß, in das alles Geschehen der Nachtstunde schrankenlos hineinfließ. Er empfand dies nicht, indem er sich beschauend von seiner Person ablöste, sondern fühlte nur eine schlackenlose, zitternde Ahnung, denn das geheimnisvolle Gebaren des Mannes bedeutete ihm, als wolle dieser nun einen Schleier seines Lebens heben, als wolle er ihn, den aus einer anderen Welt Geflohenen, an dem verborgenen Zeremoniell seines Daseins teilnehmen lassen. Eines Daseins, das den Belangen der Menge gegenüber Außenseiter war und im Erleben des Jünglings hoch auf einer rauhen Gebirgswiese sich vollzog, welkenfern und abgelegen. „ . . . Noch näher!“ zischte der Mann. Die Dünung am Ufer war gering, leises Singen der wiegende Rhythmus ihrer Wellen. „Sieh dort . . .!“ sagte er, mit einer Stimme zwischen Flüstern und Ton, „sieh . . .!“; und er griff mit der Hand weit unter das Kinn des Ufers, als habe er mit Mühe etwas hervorzuholen. Ein Holzbrett kam zuerst zum Vorschein; er legte es beiseite. Des Jünglings Auge hätte die dunkle Fläche unter der Grasnarbe nur als Sand und Lehm angesprochen, nun aber sah er im schwachen Schein, den die Wasserfläche spendete, daß sich dort eine Ausbuchtung befand. Der Mann schien an einem schweren Gegenstand zu ziehen, denn er hielt wieder ein und wandte den Kopf. „Hörst du? Was ich sagen wollte . . .“ flüsterte er, „— die Fische und die Rüben, sage ich, das ist noch nicht alles — zum Leben. Doch, davon kannst du essen, jahraus, jahrein, wenn das die anderen auch nicht glauben wollen, ha ha . . .“ — sein heiseres Lachen war klanglos — „ . . . aber du willst ja auch noch anderes zum richtigen Leben: Geld! und etwas dafür! Paß auf! Dort aufwärts am Strom liegt die große Stadt, vielleicht kennst du sie . . .“ — der Jüngling kannte sie zur Genüge — „ . . . und dort haben sie jetzt viel, beim heißen Wetter, im offenen Wasser. Mancher verunglückt dabei und ertrinkt, viele von denen wollten sich nur die Füße kühlen oder das Gesicht, und diese liegen nun mit den Kleidern im Wasser, die Strömung trägt sie abwärts und bringt sie mir, und ich halte sie fest und fische sie heraus! Man muß das können, aber einmal in der Übung, lernt man es schnell. Und was sich dann alles in den Taschen findet, das sind oft ziemliche Werte. Denk dir: Geld! damit kannst du schon eine Nacht in die Stadt gehen in die dunklen Häuser . . . Und wenn es kein Geld ist: Schmuck! den kannst du verkaufen . . . Nun sieh hier: gestern gerade ist einer angekommen, dort halte ich ihn verborgen, und wenn seine Sachen alle verwertet sind, lasse ich ihn wieder schwimmen. Nun gib acht!“ Das Geräusch der Dünung wurde noch ein wenig schwächer, während der Mann sich weiter mühte, aus der Höhlung etwas hervorzuziehen. Und der Jüngling sah, wie ein Gegenstand dunkler Länge sich nach und nach hervorschob; dann erkannte er wirres, schwarzes Haar und ein bleiches Gesicht; ein Oberkörper, mit hellem Überrock bekleidet, folgte. Da hielt der Mann inne. Er kramte hastig in den Taschen des Rockes, dort zog er eine Uhr, hier

eine schwere Geldtasche hervor. „Da!“ flüsterte er, „sieh! Geld! und Silber!“ Der Jüngling hockte starr hinter ihm; seine hageren Hände spreizten sich in den Boden, als suche er einen Halt...

In diesem Augenblick lebte unter dem hohen Zelt der Nacht kein Geräusch. Die Worte gingen halblaut dahin, als seien sie nur so nebenbei gesagt: sie verklangen rasch im grundlosen Keller der Nacht. Einen Augenblick schwieg auch der Strom; der Wind hielt sich zurück. Der Jüngling sprang auf. Er hatte seinen leichten Rucksack neben sich gelegt, um vielleicht den Kopf darauf zu betten, wenn sie im Freien schlafen würden in der Sommernacht. Nun riß er rasch den Riemen hoch und warf die Hülle über die Schulter. So stand er noch und sah über das dunkle Wasser hinweg, und er schien auf etwas zu warten. Aber der Sitzende sagte nichts. Nicht, daß eben nur ein Ertrunkener an sein Ufer angeschwemmt worden wäre und er zufällig einige wertvolle Gegenstände in den Kleidern entdeckt hätte. Nicht, daß irgendein Ding, das Wassergäste aus ihrem Boote verloren hätten, auf seinem Sand gelandet und er dies nur an sich genommen habe. Nicht, daß ihn ein außergewöhnliches Schicksal in dies seltsame Erleben getrieben hätte. Ach, hätte er dieses nur gesagt, ein Wort nur davon! Aber er sah gar nicht auf. Er sagte nur noch, gelassen: „Wenn dir das nicht gefällt — geh doch wieder...“

Da war der Wind nicht stärker geworden, aber hinter den Worten drang ein Rauschen zwischen Wind und Wasser. Der Jüngling tat nichts mehr mit Bedacht, er hatte nur seinen Rucksack aufgenommen und ging den Uferweg zurück, dann den Damm hinauf. Nun war er wieder auf dem Weg, den er gekommen. Er hatte noch Tage zu gehen, und der Strom war seinem Gang entgegengesetzt. Er ging wieder zurück in das Leben, aus dem er geflohen war, und wußte, daß wieder ein Winter kommen würde und viele Jahre, und mit ihnen die Stadt und ihre Gesellschaft, wieder die Menschen. Aber er ging diesen Weg ganz allein, ohne die Kameradschaft der Gedanken. Er hörte nur das leise Rauschen des Stromes und, als die Berge näherkamen, daß es weit hinter ihm in der Ebene verklang.

WOLFGANG GOETZ

## Ritterliche Freundschaft

Angeichts des Werkes, von dem hier die Rede sein soll, erhebt sich wieder die fruchtbare Frage, was mehr sei, der Mensch oder das Werk. Je länger man mit diesem Problem ringt, desto kräftiger verstärkt sich die Gewißheit, daß es der Mensch sei, die Persönlichkeit, die weit über das Geschaffene ragt. Zuerst ist der Mensch und dann erst das Werk, das doch nur ein Teil seines Wesens ist, es mag noch so groß sein. Wen schwindelte nicht vor den Figuren des Phidias? und doch, wenn wir erfahren, daß er die Polis betrog, werden wir unmutig. Es freut uns nicht, zu hören, daß Giotto nebenbei wucherte, daß Ostade ein Hurenwirt war. Es sind faule Ausreden, wenn gesagt wird, für den Künstler — eine sehr gefährliche Bezeichnung — hätten andere Gesetze zu gelten als für den einfachen Mann. Und es ist eine dumme Lüge, zu behaupten, derartige Einstellungen wären philiströs. Dann kann sich jedermann Künstler nennen und munter Wechsel fälschen. Nein, es bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich. Gewisse Ausnahmen mag es geben:



wenn Goethe die Platinstufe der Universität Jena, der sie vom Zaren gestiftet wurde, auch auf dringendste Anmahnung Rektors und Senats nicht herausrücken will, so hatte der „alte Walbesel“, wie Carl August den Freund bei dieser Gelegenheit zu bezeichnen geruhte, in gewissem Sinne recht. Die Platinstufe hat — wir wissen es nur nicht ganz genau — am Frauenplan mehr Segen gestiftet, als im naturwissenschaftlichen Museum der Saale-Universität, wo sie ein Studienobjekt wie andere auch geblieben wäre. Und doch, wenn wir auch lächeln über den alten eigensinnigen Herrn, ein winziger Schatten zuckt über die geliebte Gestalt.

Es ist ein gefährlicher Irrtum der George-Schule, daß sie lediglich auf das Werk sieht. Es kann und darf sich nicht nur um das Werk handeln, das noch so große. Der Schöpferische gestaltet. Aber hinter dem Gestalteten muß der Gestalter stehen, der Mensch, der reine, saubere, der adelige Mensch. Sonst können wir dem Werke nicht glauben. Was nützt die herrlichste, ja scheinbar heiligste Form, wenn sich hinter ihr Gemeinheit und Erbärmlichkeit birgt? Man könnte von einer Sünde im Namen des heiligen Geistes sprechen, die noch weniger vergeben werden darf.

Man stellt diese Betrachtung gern an bei dem Werke, das jetzt Julius Petersen mit gewohnter Sicherheit und innerer Anteilnahme bei Beck in München vorlegt, dem Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Bernhard von Lepel (zwei Bände N.M. 16, —). Von dem besten Freunde, dem Urfreund, wie ihn der Herausgeber treffend nennt, wissen nur wenige Fachgelehrte, die Leser haben ihn längst vergessen. Seine Gedichte sind schwächlich und haben etwas Gewolltes; es ist typisch für Lepel, daß er sich besonders gern in äußerst schwierigen Formen ergeht. Die Dramen sind verschollen, nur eines — „König Herodes“ — durfte drei „Schleifungen“, wie Fontane sich ausdrückt, auf den Brettern des königlichen Schauspielhauses zu Berlin über sich ergehen lassen. (Es ist doch immer wieder höchst merkwürdig, daß zu gleicher Zeit drei Männer den Mariamne-Stoff behandeln: ein Ignotus, Lepel und Hebbel; wie einst beim Ackermannschen Preisausschreiben drei Bruderhasdramen eingereicht wurden, denen sich dann die „Räuber“ gesellten, wie zu unserer Zeit wir dem Salome-Johannes-Stoff bei Wilde und Sudermann begegnen — ein Phänomen, das sich nicht mit dem Wörtchen Zufall abtun läßt.) Kurzum, Bernhard von Lepel wäre tot, wenn er jetzt nicht in seiner Wechselrede mit dem Busenfreund wieder erstünde. Und er ist neugeboren in einem wunderbaren und dauernden Glanz.

Dieser Offizier des Kaiser-Franz-Regiments gehört zu den liebenswertesten Gestalten des nicht armen alten Preußen. Vor allem entzückt uns die unnachahmlich adelige Haltung in abscheulichen Umständen; als Ehemann hat er keinen Erfolg, so wenig wie als Dichter, wenn er auch sonst als Liebhaber zu Fontanes resignierender Freude „Glück“ gehabt zu haben scheint, sogar als Offizier darf er sich nach frühem Abschied aus dem aktiven Dienst auf dem Bezirkskommando (in Prenzlau) herumdrücken. Im ersten dänischen Feldzug hat er ein paar Kugeln pfeifen hören. Der Dilettant der Dichtung und des Lebens aber wird zum Meister der vornehmen Überwindung. Selbst in den bittersten Stunden zwinkert ihm noch ein leichter Humor in den Augenwinkeln. Damit wird er zum genialen Briefschreiber. Noch der kleinste, gleichgültigste Zettel enthält eine graziose Wendung, ein scharmantendes Bild. Fontane, unter den Epistolaren der feinsten einer, hat freimütig eingestanden, daß er der Schüler Lepels gewesen sei. (Hier eröffnet sich eine drollige Perspektive: der Gardeoffizier wäre demnach der Herold der Moderne, die im Naturalismus rötlich bis rot war und sicher nicht eben militaristisch mit der Ausnahme Bleibtreus und Viliencrons.) Ist Lepel ganz gelockert, so stellt er

Menschen und Geschehnisse mit solcher Meisterschaft hin, daß wir Fontanes Eingeständnis seiner Jüngerschaft mit lautem Beifall begrüßen.

Es ist ein hohes Vergnügen, zu sehen, wie Fontane unter dem Einfluß des Freundes immer freier wird, aber es ist zweifelhaft, ob wir Petersen durchaus rechtgeben sollen, wenn er sagt, daß der große Dichter den bescheidenen Meister nun vollkommen überflügelt. Die Souveränität Fontanes sei unbestritten, er prägt treffendere Bilder und glänzendere Bonmots, aber er äugt nicht nur mit einer leichten Angst zu dem Freund hinüber, wie ihm nun das oder jenes gefalle, sondern diese Leichtigkeit des Adligen wird ihm doch erst zur zweiten Natur, die sich dann freilich mit seiner eigentlichen ununterscheidbar deckt, während bei Lepel alles gleich von Anfang an selbstverständlich ist.

Die gewisse nervöse Empfindlichkeit, die Fontane so wohl ansteht und die sich aus seiner oft verzweifelden Lage nicht nur erklären, sondern sehr wohl entschuldigen läßt, deutet auf Minderwertigkeitskomplexe. Das bewegt aufs innigste, die Unsicherheit des Genies macht immer schauern. So sind auch ernstliche Zusammenstöße zwischen den beiden Lebenskameraden nicht zu vermeiden.

Hier muß der Lobgesang auf diese Männerfreundschaft hoch und hell einsetzen. Zwei Menschen streben gleichem Ziele zu. Im „Tunnel unter der Spree“, jener wahren künstlerischen Gemeinschaft, die nie wieder erreicht wurde, auch nicht in den Symposien des bayrischen Maximilian oder im „Krokodil“, vorher nicht erreicht war bei den „Meistersingern“ oder in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, waren alle Mitglieder gleich. Hinterher ist leicht zu urteilen, daß ein Strachwitz mehr ist als ein Scherenberg, ein Hesekiel weniger als ein Hefse, Menzel weit über Kugler ragte. Keiner von allen wußte, wie die Nachwelt über ihn richten werde. Das vergessen wir nur zu oft. Gemeinschaft ist köstlich, aber ein unangenehmer Kiebitz hockt fast immer dabei: der Neid, das größte Laster dieser Welt.

Neid mag sie beide angenagt haben, den Bernhard von Lepel und den Theodor Fontane. Das Wundervollste ist nun, wie beide ihn überwinden. Das ist leider recht selten. Sie sagen sich beide die Wahrheit, der Franzer und der Aposteliker. Fontane bisweilen mit einer überlegenen, mitunter auch ein wenig bissigen Geradheit. Lepel beinahe immer konstruktiv, gestützt auf Beweise, die nicht stets angetreten werden. Gerade hier aber, wenn Lepel zum Lehrer wird, spüren wir, wie er seine Unterlegenheit anerkennt, was dem ehrgeizigen Kandidaten des Parnass nicht leicht fällt. Er hat keineswegs immer unrecht, auch da nicht, wo Fontane sich der besseren Einsicht nicht fügen will. Fontane mit der ganzen französisch durchmischten Explosivität seines Temperaments urteilt aus dem Gefühl, das ihn nie im Stich läßt, der Theorie weit eher abhold als ihr zugetan.

Diese Urteile unter die Lupe zu nehmen, ist eine prächtige Beschäftigung; sie beziehen sich nicht nur auf die poetische Produktion, sondern auf des andern Menschlichkeiten und sind in den verschiedensten Tönen abgestuft. Vom ehrlichen Unmut, ja vom Zorn, auf den wir schließen müssen, da die Freunde sich einige Briefe zurücksenden, um sie zu vernichten, bis hinan zum entzückendsten Humor. Der Brief, in dem Fontane einen Kondolenzbesuch bei Lepel malt, gelegentlich seines durchgefallenen „Herodes“, hat schon eine gewisse Klassizität erhalten, wie aus Gesprächen erhellt. Lepel macht dazu doch recht vergräunte Anmerkungen, was aber der Freundschaft keinen Abbruch tut, die sogar die schwerste Belastung aushält, eine gemeinsame Reise jenseits des Tweed. Bei diesem Gegenspieler finden wir nun Schilderungen von kleinen Begebenheiten und Selbstverspottungen, die wahrhaftig nicht geringer sind als ähnliche Stellen bei dem Herrn von Kniephof. Viel-



leicht haben die Schilderungen Lepels sogar einen kleinen Vorzug vor denen Bismarcks: der große Staatsmann ist Pessimist und kein sehr hoher Verehrer des „homo sapiens“, wie es sein Beruf mit sich brachte, und Menschen solcher Einstellung fällt es nicht schwer, die eigenen und der Nächsten Schwächen mit schöner Offenheit zu zeichnen. Lepel aber ist Idealist, nur zu sehr, und so gewinnen seine Betrachtungen an Nachdenklichkeit, die intensiver wirkt als Bismarcks Schärfe.

Von den treffenden Bildern, zugespitzten Worten, den Humoren, Wizen, ja Ulken der beiden Korrespondenten, die wohl gar das Schicksalitätsgefühl arg verleken, auch nur Proben zu geben, ist unmöglich. Da nur Spitzenleistungen vorliegen, wüßte man nicht, wo anzufangen wäre.

Allein das alles sind nur Äußerlichkeiten, sie mögen noch so anmutsvoll oder grobianisch, so geistreich, wie rührend sein. Diese Briefe erheben sich aus dem Kulturhistorischen und Literaturgeschichtlichen auf weit höhere Ebene: sie werden zum Lehrbuch, zum Lehrbuch der wahren Freundschaft. Hier können junge und auch noch alte Menschen in die Schule gehen, um zu begreifen, wie man Freundschaft hält, denn Freundschaft ist noch seltener als Liebe. Wir besitzen meisterliche Briefe von Vätern an ihre Söhne, Briefe zwischen Freunden nur wenige leider, die zumeist entweder ins Schwärmerische oder in „gegenseitige Förderung“ ausgleiten, der doch immer Ehrgeiz und der Wunsch nach Überflügelung ankleben. Das Klirrende, das männliche Freundschaft auszeichnen soll und muß, hier ist es zum Gipfel getürmt. Möchte dieser Gaurisankar bald zum Hügel werden, dann ist der Zweck dieses Buches am besten erfüllt.

PAUL FECHTER

## Neue Komödien

Die Theater haben das Glück neuer Dauererfolge, der Spielplan infolgedessen die durch Premieren wenig gestörte Ruhe der ewigen Wiederkehr. Es hat seit Weihnachten kaum halb so viel an Erstaufführungen gegeben, wie sonst in vier normalen Winterwochen.

Das interessanteste neue Stück brachte das Staatstheater — Juliane Kay's Schauspiel „Das hohe Haus“. Die Verfasserin des Schneiders, der den Teufel austreibt, und des Dramas um Charlotte Adernann gehört zu den wenigen weiblichen Autoren, die schon vom Technischen her aufhören lassen: sie baut ihre Komödien mit so viel Klugheit und Erfahrung, daß schon die Struktur der Anlage aufzudröseln Vergnügen bereitet. Sie bleibt trotzdem in der Gestaltung immer Frau, formt mit weiblichem Material des Lebensgefühls und der Daseinserfahrung

und schafft so Gebilde, die in ihrer weichen Geschlossenheit die schmale Bahn zwischen Humor und Einsicht so geschickt entlanggleiten, daß das Ergebnis auch vom Dichterischen her trotz der leichten Kühle, die es gelegentlich durchweht, stärker ist als sehr vieles der zeitgenössischen Produktion.

Vom Technischen her hat das Stück insofern seinen Reiz, als man, wie im Fall Charlotte Adernanns, erst in der letzten Szene erfährt, worum es drei Akte lang überhaupt gegangen ist — und was das Titellkennewort eigentlich bedeutet. Erst in der letzten Szene erfährt der Zuschauer, der klug genug war, vor der Aufführung weder das Buch noch eine Kritik zu lesen, das Geheimnis der jungen Lehrerin Anni Tanner; erst in diesem Auftritt wird ihr Wesensbild rund und ganz, bekommt die ganze Handlung in einem blickartigen Rückblick Sinn und Klarheit. Bis dahin

ist Fräulein Tanner ein undurchsichtiges, isoliertes, ein wenig spielerisches, schwankend egoistisches Wesen, das ein wirkliches Menschengesicht nur einmal bekommt, als es in der Schulpause sich mit einer Schar Kinder abgibt, mit ihnen spielt, ihnen Geschichten erzählt. Da ist die kleine Lehrerin auf einmal nicht mehr nur für sich, da leuchten Wärme und Nähe in ihr auf; man beginnt zu ahnen, daß das Kind in ihrem Leben die entscheidende Rolle spielt oder gespielt hat. Das ergibt sich auch am Ende: das Mädchen hat einem unehelichen Kinde das Leben geschenkt, und ihr Gefühl nimmt dieses Wort vom Lebenschenken wörtlich und als Verpflichtung. Sie will ihrem Kinde mit dem Leben wirklich ein Geschenk gemacht haben: das Dasein soll diesem Kind schön und reich, ein hohes Haus des Lebens werden — obwohl seine Mutter eine kleine Lehrerin und eigentlich kaum imstande ist, mit sich selber fertig zu werden. Sie hat ihre Stellung um des Kindes willen verloren: nun hat sie in einem kleinen Landnest, in dem sie niemand kennt, wieder eine gefunden und sorgt nun von hier aus mit allen Mitteln für das Kleine. Sie schreift vor nichts zurück, läßt einen Fünzigmarkschein verschwinden, den der reiche Bürgermeister gerade auf den Tisch gelegt hat, und schließlich heiratet sie sogar, obwohl in einen jungen Lehrer verliebt, diesen ehe-lichen Bürgermeister, nur weil er reich ist und weil er ihr die Sicherheit geben kann, die die bürgerliche Welt ihr mit ihrer neuen Stellung wieder nehmen will.

Dies alles geschieht, ohne daß irgend jemand etwas von der Existenz des Kindes weiß. Um das kleine, unscheinbare, gar nicht besondere Mädchen ist Geheimnis wie um Charlotte Ademann, und dies Geheimnis trägt das Stück. Es löst sich erst am Ende des letzten Akts, und nun nicht positiv wie das Dunkel um die Tat Charlottens, sondern ein bißchen zu negativ. Anni Tanner hat den Leuten, bei denen sie ihr Kind untergebracht hat, geschickt, was sie nur bekommen konnte: sie hat das Hab und Gut ihres Mannes heimlich geplündert, hat Geld und Kleider geschickt und schickt immer noch, obwohl in dem Augenblick, in dem das Dunkel um die Existenz des Kindes sich lichtet, zu-

gleich bekannt wird, daß das kleine Wesen, für das die Mutter all dies tat, gar nicht mehr lebt: die Pflegeeltern haben seinen Tod verschwiegen, die Mutter hat nur noch für ein Phantom gelebt, hat für Fremde geschafft und gestohlen. Um eines Wahnes willen hat sie alles getan, den alten Mann an ihrer Seite unglücklich gemacht — das hohe Haus stürzt zusammen, das Geschenk des Lebens enthüllt sich als grausamer Widerspruch.

In diesem Schluß tritt etwas von der Neigung zur Überspizung hervor, den man da und dort schon früher an der Verfasserin feststellen konnte, ein mangelnder Instinkt für die Verbindungen, die das Leben trotz allem aus seinem Wärmebessig heraus schafft. Die Züge der Zeichnung geraten leicht ein wenig zu kühl: den Ausgleich bringt wieder das unverbildete Wissen Frau Rays um die menschliche Wirklichkeit jenseits des Theaters. Sie kennt vor allem Frauen und stellt hier in der jungen Lehrerin, in der Postbeamtin, in der Oberlehrersgattin ein paar Gestalten hin, die aus dem wirklich Weiblichen leben. Das Momentane und das Besessene, das Leben aus dem Irrationalen und die Unfähigkeit, den anderen zu sehen, das Überraschende und zuletzt das zur Einsamkeit Verurteilte ist in ihrem Wesen und gibt dem Spiel zu der geschickten Technik des Bekannten die Sicherheit des Gewussten, so daß ein Ganzes von starker Wirkung, ein Spiegel des Lebens und ein Spiegel des gestalten- den Menschen zugleich entsteht.

Vieles von dieser Wirkung mußte man den Schauspielern anrechnen. Herr Müthel, der das Stück inszeniert hatte, hatte für die Rolle der jungen Lehrerin Frau Käthe Gold eingesetzt. Sie brachte alles, was die Gestalt brauchte, und brachte darüber hinaus das, was der Verfasserin etwas fehlt, die Wärme des Unmittelbaren. Sie hatte das kleinbürgerlich Ichbezogene und hatte die Besessenheit des Glaubens an Recht und Richtigkeit nur der eigenen Welt: sie war ein Stückchen Leben in einer Bürgerwelt, das mit seinem gläubigen Ziel doch falsch gelaufen war. — Ein wunderbares Seitenstück zu ihr Frau Käthe Haack als Postbeamtin, neben dem direkten das indirekte Leben, verbogen, verdreht, und doch unbefleglich, unbezwingbar. Frau Haack



hat selten eine so runde geschlossene Leistung hingestellt wie dies in Albernheit verkrampfte Wesen, aus dem doch alles ebenso herausleuchtete wie aus Frau Gold.

Den Bürgermeister Herold spielte Herr Krauß mit der ganzen Echtheit des Alters und der überlegenen Hilflosigkeit des Mannes vor dem Unfaßbaren des Weiblichen. Sehr fein Herr Bildt als der Arzt, eine Menschengestalt fast ohne Worte; eine ausgezeichnete Leistung Frau Clement als die irre Frau Zowadel, die die Meldung vom Tode des Kindes bringt. Sie gab der Gestalt das Spukhafte, das der Verfasserin für das Ganze vorgeschwebt haben mag. Sehr diskret und echt Frau Schoen als Oberlehrerin.

Am entgegengesetzten Pol der Dichtung ist Max Christian Feilers Komödie „Die sechste Frau“ zu Hause, die das Künstlertheater herausbrachte. Die sechste Frau ist Katharina Parr, die letzte Gattin Heinrichs des Achten von England, die einzige, die ihn überlebte und damit, wie das Schlusswort des Spiels lautet, der Welt einen Komödienstoff schenkte. In der Vorstellung hat die Situation in der Tat etwas Bestechendes: das Schicksal überträgt die Rache der Opfer der letzten, stärkeren, die nun den königlichen Mörder alle Qualen der Machtlosigkeit erleben läßt. Das hat sicher seine Reize, aber eben in der Vorstellung. In der Realität des Theaters hat der dicke König grade seine Untaten für sich, die ihn viel interessanter machen, als wenn er ein blütenweißer Unschuldengel wäre — und überdies hat er von vornherein das Übergewicht der Vitalität. Gewiß, Katharina Parr ist jünger als Heinrich und lebt länger, der König aber hat noch als Sinkender das Übergewicht seiner riesigen Lebenskraft, und der Sieg gehört nicht der Königin, sondern dem Tode. Heinrich der Achte bleibt der Stärkere auf der Szene trotz seinem kranken Bein, und obwohl er von der Königin genasführt wird, eben weil er fünf Frauen unter die Erde brachte und jetzt, wenn auch vergeblich, nach der siebenten greift. Die literarische Vorstellung sieht die (ideelle) Komik der Situation: die Wirklichkeit der Bühne nimmt die (dichterische) Überlegenheit der stärkeren menschlichen Erscheinung auf und stellt den dicken König in den Vordergrund: er bleibt trotz

aller Bemühungen des Autors Held der Komödie und trotz seines Todes der Sieger.

Der Autor hat das sicher gespürt und versucht, seine Königin Katharina möglichst nach vorne zu spielen: er kann nicht hindern, daß Heinrich ihn erheblich mehr interessiert und beschäftigt und daß er sein Stück zuletzt doch um seinerwillen schreibt. Er versucht ihm nach Kräften mit den bewährten Mitteln Bernard Shaw's beizukommen, ihn zu entheroisieren, in die Kammerdienerperspektive zu rücken: er macht ihn zum Objekt unzähliger witziger und böser Anmerkungen: seine Phantasie aber beschäftigt sich viel mehr mit dem Holbeinmonarchen als mit seiner letzten Frau, weil ein Mann, dem das Köpfen seiner Frauen eine liebe Gewohnheit geworden war, für jede Phantasie erfreulicher und ergiebiger ist als eine noch so hübsche, noch so kluge Königin. Der Verfasser hat in sauberer, witzig-geschickter Arbeit um ein Gleichgewicht zwischen Heinrich und Katharina gerungen: im Buch hat er es erreicht, auf der Bühne senkt sich tief die Waage Heinrichs — nicht nur um seines körperlichen Übergewichts willen. Zwischen dem Leben und der Literatur bleibt ein tieferer Widerspruch als zwischen Leben und Dichtung.

Hinzukommt ein zweites: die Rolle des Königs spielt Herr Dohm, Katharina ist Frau Olga Tschichowa. Frau Tschichowa ist eine garte, schöne Frau; Herr Dohm ein Mann fast von Georgeformat und ein Schauspieler mit entsprechender Wucht. Das ergibt noch einmal dieselbe ungleiche Gewichtsverteilung: Dlabart erweist sich auch durch seinen Darsteller als der Stärkere, zumal Herr Dohm hier einmal die Gelegenheit wittert, all seine Kräfte und Möglichkeiten auszugeben und alles andere beiseite zu spielen, selbst seine Frau. Es ist ein Vergnügen, ihm zuzusehen: über diesem Vergnügen vergift man wiederum, daß er nicht der Held, sondern das Opfer sein soll. Das Opfer auf der Szene wird wiederum seine Frau, wenn sie auch dem Schaffott noch glücklich entgeht.

Das Deutsche Theater kam historisch: es brachte Tschichow's Komödie von den „Drei Schwestern“, ein Stück Vorkriegsrußland, das seltsam fern und fremd im Heute steht. Die ganze Spannungslosigkeit der Zeit um 1900 ist in

dieser Geschichte von den drei Generals-töchtern, die in der russischen Provinz ihr Dasein verbringen, von der Heimkehr nach Moskau träumen, wo sie ihre Jugend verbrachten und langsam versinken, weil das Leben stillsteht, weil nichts geschieht, was den Namen Leben verdiente. Es ist eigen anzusehen, wie nicht nur das Äußere, sondern die innere Haltung einer Zeit die literarische Spiegelung entscheidend bestimmt: die Dichtung geht ihre Wege, Ränder der Zukunft, die Literatur, wie sie Tschekow vertritt, zeigt, was war — hier so echt und unverhüllt, daß man glaubt, ein Stück ferner Geschichte zu erleben. Die Atmosphäre vor der schon drohenden Explosion ist so echt gefast, daß sie die Komödie heute noch trägt: die Auf-führung ist ein Erfolg des Theaters geworden, zum Teil dank der vortrefflichen Darstellung, zum andern aus der Echtheit der eigenen Melancholie der Passivität, die alles scheitern läßt. Die drei Mädchen, Frau Gluckenschildt, die ausgezeichnete Frau Körber, Frau Salloker taten Entscheidendes für den Erfolg, Herr Christian Kaphler, Herr Seifferts in der Rolle des ver-sumpfenden Bruders, Herr Trophömer desgleichen: das Stück selbst in seiner nervösen Leblosigkeit gab den Ausschlag. Das 19. Jahrhundert schob sich auch hier wieder einmal in den Vordergrund.

Komödie von heute gab Herr von Ambesser mit seinem „Kursus“ in den Kam-merspielen: „Wie führe ich eine Ehe?“ Der witzige, amüsante Schau-spieler ist mit Erfolg unter die Dramati-ker gegangen: er variiert Bahr's „Meister“ auf heutige Art, führt einen jungen Men-schen, der auf Cyrano's Art erhaben sein will, „schlechtweg erhaben“ ad absurdum, in dem er ihm klar werden läßt, daß zur Führung einer Ehe vor allem Leben gehört und nicht nur die laue Wärme einer so-genannten Kameradschaft, die alles zu ver-stehen vorgibt, auch da, wo der natürliche Mensch eine Wut bekommt und zu brüllen anhebt. Herr von Ambesser spielte selbst den jungen Schriftsteller, den er mit seinen drei Akten bekehrt: er macht das mit witz-igem Dialog so sympathisch unterlegen, daß das Publikum, obwohl seine Partnerin im Recht ist, seine Neigung ihm beläßt. Er bringt leichte Ware, bringt sie mit so viel Geschmack und Kultur, daß man dankbar ist, zumal in einer Nebenfigur ein neuer junger Schauspieler, Carl Hein Schroth, sich einen durchaus berechtigten Sonder-erfolg holt. Dieser Sohn Heinrich Schroth's scheint eine sehr lustige Bereicherung unse-res Besitzes an junger Komik zu sein: er hat selbst soviel Vergnügen an einer siche-ren Wirkung, daß man gespannt ist auf sein nächstes Auftreten.

H. WOLFGANG SEIDEL

## Der Zauberer Gottes

In der Deutschen Verlagsanstalt er-schienen soeben eine Komödie Paul Feh-ter's unter dem Titel „Der Zauberer Gottes“. Michael Pogorzelski, der masu-rische Rektor in Kuttien und spätere Pfar-rer, ist der Held dieses hintergründigen Stückes, das zwischen 1780 und 1790 spielt und als dessen Ort das preussische Ostpreußen und ein unwirkliches, verzaub-ertes Ostpreußen erscheint. Der Zusatz Komödie gilt hier im höchsten Sinne des Wortes, und die deutsche Dichtung, in der man heitere Stücke tiefsten Gehaltes mit

der Laterne suchen muß, wurde nicht nur durch eine unvergeßliche Charaktergestalt vermehrt, sondern auch durch ein Werk, das in seiner Ganzheit an letzte Fragen rührt und jenen Humor offenbart, der die Grenze der Tragik streift und zugleich eine erlösende Wahrheit bringt. Das Eigen-tümliche dieser Schöpfung ist nämlich, daß sie auch als ein religiöses Werk gelten kann, nicht, weil darin kirchliche Amts-träger auftreten, sondern weil das Chaos einer wunderbar phantastischen und kind-lichen Seele hier aus den Urgründen des



Unmittelbaren die Gegenwart der Liebe und Demut gebiert. Gleichzeitig zu erheitern und zu erschüttern, ist eine seltene Kunst; Paul Fechter beherrscht sie oder sie beherrscht ihn mit der Macht der triumphierenden Wahrheit; das Leben in seinem Ursinn verkündet sich, weil es in dem Dichter selbst war und er nicht etwas „machen“ wollte (trotz aller vorhandenen Einsicht in die Gesetze der Bühne), vielmehr dem namenlosen „es“ in sich Raum gab, das immer dann laut wird, wenn seine Zeit erfüllt ist. So gleicht die Arbeit einem Strom, der in starken Ufern dahinwaltet, aber zugleich weite Gefilde mit seinem Atem befruchtet. Der „Zauberer Gottes“ ist zunächst in die festen Grenzen der Vergangenheit und des Masurenlandes, der masurischen, nach Magie dürstenden und auch der Königsbergischen Seele in den Tagen des alten Kant gebannt; aber es werden wirkende Worte gesprochen, die langsam anschwellen, und zuletzt ergreift die Flur, in der wir selber stehen, wissend, daß es unserm Sein und Suchen, unseren Nöten und Hoffnungen gilt. Wir sind gemeint wie immer, wenn sich das Ewige rührt und zur rechten Stunde Sprache gewinnt. Wie in jedem Drama wird auch hier diskutiert, doch, wo es sich um das Eigentümliche handelt, nicht in theologischer Weise — trotz des vielfach religiösen Stoffes. Was den Hörer in diesem Stücke fördert, ist der Ablauf eines lebendigen Schicksals, alles ist gelebt, ist gegeben in den erdhaften, anschaulichen und unbekümmerten Formen der Kunst, und darum wirkt es. Fechter hat die so seltene Wirklichkeitsnähe, die ein Gescheh in leeren Raum ausschließt, er bedarf daher auch nicht ungerechter Wäfen, wie sie dem bloßen Theoretiker so leicht dämonisch zugereicht werden, und wer etwa aus verfeinerter Denkgewohnheit heraus, aus der Furcht vor dem Wesenhaften, aus Angst, ihm könne etwas zerstört werden, was er allein aus dem Grunde verteidigt, daß er sich schon früher dafür ausgesprochen, wer, sage ich, aus solchen sehr menschlichen Gründen dem Autor ablehnend gegenüberstehen möchte, der wird immer wieder auf die unangreifbare Welt dessen stoßen, was sich durch sich selbst bezeugt mit Wärme und Lebenshauch und durch seine Herkunft aus dem Unvergänglichen.

Das Stück steht und fällt mit der Ge-

stalt des Rektors Michael Pogorzelski. Er ist durch die Gunst eines Gönners vom Hütejungen zum Lehrerstand gelangt und unterrichtet in Ruten. Wie es in diesem Orte aussieht, sagt er selbst, als der Pfarrer bemerkt, daß die Armen im Geiste das Evangelium am meisten brauchten. Michael antwortet: „Herr Pfarrer, meinen ich, Gizycki und Rogalski und Plazek für Evangelium zu dämlich. Brauchen Ordnung, sich waschen und bloß einmal in Woche besoffen sein. Evangelium kommt zu Weihnachten mit schönes Christkind und Kripplein — das verstehen. Anders viel zu schwer für die Leute hier. Immer vormachen, wie sein soll: das Beste für sie. Neben hilft nicht.“ Und so ist er es, der alles „vormacht“. Als die Beerenweiber wieder einmal gezaubert haben und der Wagen des Generals von Loffow (klir, klar, brack!) das Rad verliert, ist er es, der an Stelle des betrunkenen Schmiedes den Schaden ausbessert, nicht ohne zugleich das „Generalchen“ zu Kaffee und Flinsen einzuladen. Die sich dann in seinem Hause entspinneenden Gespräche enthüllen bereits meisterhaft die Seele dieses Urchristen, der aus eigenen früheren Zeiten her noch weiß, „wie sie Pferd schlachteten an Stein von Piskoll und tanzten“. Er erklärt den Unfall des Generals auf natürliche Weise, sagt aber auf die Frage, ob nicht Zauber doch helfen könne: „Guterlekt alles Zauber, Lied ist Zauber und Schnaps ist Zauber. Wind ist Zauber, Mond und Sterne, Weib auch — sogar Zauber schlimmstes, wer weiß? Keine Vernunft von Professor Kant — alles Zauber, Zauber. Geht nicht ohne Zauber in Welt, meinen ich.“ In diesem vorläufigen Wort wird bereits klar, daß die Religiosität dieses Mannes nicht im Bereich des Wissens liegt, sondern in dem der wirkenden Kräfte, und beglückend steigt die Einsicht auf, daß vor dem Dogma und dem Kultus das Christentum Christi Leben gewesen ist, Leben, das allein in der Nachfolge eines hingeebenen und demütigen Herzens erneuert werden kann, um die Welt zu wandeln.

Die Handlung des Stückes ist überaus einfach, aber sie genügt, diesen Charakter zu entfalten im Widerspiel mit seinen Gegnern und selbst mit seinen Freunden, die für Michael eine mittlere oder doch behutsamere Haltung erstreben, aber immer wie-

der durch die Sicherstelligkeit des aus dem Wesen Lebenden überwältigt werden. Michael läßt sich bereben, Pfarrer zu werden (die Frau hat den Ehrgeiz und glaubt, auf dem Dorf zu verkommen), ein Kolloquium, das in einem verzauberten Ostpreußen vor sich geht, hilft ihm dazu, dann aber kommt er zu Fall durch eine Grabrede, die in einen Wortstreit mit dem mitschreibenden Vorgesetzten übergeht. Als ihm jedoch etwas später dieser das Abscheidungsdekret überreichen will, kann er es nur noch einem Toten aushändigen, denn Michael wird in letzter Bewährung seines Christentums das Opfer einer großen Hingabe und hält damit jene Predigt, die auch den Gegner entwaffnet. Ein besonderer Reiz des Stückes liegt in dem dauernden Hineinwirken uralten Heidentums in das Verhalten jener masurischen Christen, ja selbst in die Seele Michaels, der mit seinen Wurzeln tief im Boden der Heimat steht und gerade darum sein seltsames Kirchenvolk begreift und zu reinerer und christlicher Haltung emporführen kann, soweit das überhaupt angeht; auch dies ist eine urchristliche Situation, denn sie entspricht jenen Anfängen, wo die Götter sich in Dämonen verwandelten und wo der Mythos das im Innersten des Menschen angelegte Bedürfnis nach Farbe, Gestalt und anschaulichem Symbol befriedigte. Ein guter Prüfstein für die dichterische Kraft Fellers sind die beiden großen Szenen des Kolloquiums und der Grabrede: unmöglich in einer rein äußerlich gesehenen Wirklichkeitswelt, sind sie von überzeugender Macht:

ihre märchenhaften oder doch seltsamen Einzelzüge entsprechen durchaus der Tatsache, daß hier in den nüchternen und unfruchtbaren Tag die schöpferische Überwirklichkeit hineinbricht, die sich in der Seele des Michael offenbart.

Leicht nun ließe sich einwenden, daß Michael ein unwiederholbares Original sei, dessen Einsicht und Lebensausdruck keine Allgemeinverbindlichkeit haben könne, womit denn die Komödie das Beste entbehren würde, was ihr den Anspruch höchster Kunst verleihe: dies, daß sie jenes durchdringende „Du bist der Mann!“ an der Stirn trüge. Aber dieser Einwand trifft nicht zu, denn Michael ist Original nicht nur im Sinne des Einmaligen, sondern auch in dem des Ursprünglichen. Wunderlich geartet, zwiespältig, gelehrt und kindlich, zeitgebunden und überzeitlich zugleich ist er doch zuletzt der Wahrhaftige auf dem Wege zum Licht, ist er der Mensch in seiner höchsten Form als einer, der die tiefsten Dinge ernst nimmt, der nicht nur sagt und scheint, sondern lebt und weilt. Er wird denen, die ihm in allen weltlichen und geistlichen Dingen überlegen zu sein meinen, zum Gericht, weil er ein wirklicher Christ ist. Seine Demut ist Bereitschaft zum Dienst, und seine Liebe ist Tat und Freude zugleich. Er ist des Großen mächtig, das wie immer das Seltene und das ganz Einfache ist. Hier liegt der Punkt, wo jeder sich getroffen fühlen kann und den Anhauch des Göttlichen spüren mag, den Geist des Lebens, das nicht von dieser Erde stammt und doch bestimmt ist, der Erde ihren Sinn zu geben.

# Literarische Rundschau

## Bismarck

Daß Erich Marks' „Bismarck“, die berühmte Biographie, die Bismarcks junge Jahre von 1815 – 1848 darstellt, nun in einem starken Bande mit dem zweiten Buche „Bismarck und die deutsche Revolution 1848 – 1851“ vereinigt ist, bedarf keiner Rechtfertigung, sondern nur aufrichtigen Dankes (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 Bildnisse. RM 12, –). Die Herausgabe

besorgte Willy Andreas. Er weist darauf hin, mit welcher Genugtuung es erfüllt, daß der große Historiker, der einst Bismarcks Leben nur bis zu seiner Berufung zum Bundestagsgesandten geschildert hatte, am Ende seines Lebens nochmals in weit umfassenderer Form wichtige Jahre des großen Kanzlers zusammenfassend behandeln konnte. Durch diese Ausgabe hat der Verlag sich ein bedeutendes Verdienst erworben. — Ebenso zu begrüßen



ist die Neuherausgabe, die gleichfalls Willy Andreas besorgte, der Vorträge und Studien von Erich Marcks zusammenfasste unter dem Titel „Englands Machtpolitik“ (ebenda. NM 6, —). Heute die Darstellung der englischen Politik durch Marcks zu lesen und sich die Ausblicke zu vergegenwärtigen, die er für die künftige Entwicklung gab, ist von höchstem Reiz. Aufgenommen sind die Arbeiten: Die imperialistische Idee zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts; Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformations; Die Einheitlichkeit der englischen Außenpolitik; Die Machtpolitik Englands; Entwicklung und Hauptziele der britischen Reichspolitik; Die Zeiten des Merkantilismus und des Liberalismus (1500 — 1880), Der Imperialismus (1870 — 1920); England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. — Aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv sind eine Reihe von Dokumenten aufgetaucht, die nicht unwesentliche Ergänzungen zu der großen Sammlung von Bismarck-Gesprächen in der Friedrichsruher Ausgabe ergeben. Helmut Krausnick veröffentlicht unter dem Titel „Neue Bismarck-Gespräche“ Berichte von österreichischen Staatsmännern über Unterhaltungen mit Bismarck, unter denen die des damaligen Sektionschefs von Szöghény, des späteren Vosschaffers in Berlin, besondere Beachtung verdienen. Szöghény machte auch Aufzeichnungen über eine Audienz bei Kaiser Wilhelm II., die einen Tag nach seiner Unterredung mit Bismarck im August 1889 stattfand. Weiter sind aufgenommen Berichte des Grafen Kálnoky aus dem Jahre 1880, Notizen von ihm über eine Unterredung mit Bismarck in Varzin 1885 und ein Bericht des Freiherrn v. Aehrenthal vom Mai 1888. Helmut Krausnick ordnet diese Dokumente in seinem verbindenden Text und in den Anmerkungen in den großen Zusammenhang der Bismarck-Literatur sachkundig ein. (Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt. NM 1,80). — Unter Bismarcks Schatten steht auch das Buch „Als Bismarck gegangen war“ von Hans Heinrich Welckert (ebenda. 16 Abb. NM 5,80). Welckert gibt hier Intimitäten aus der Weltpolitik 1890 — 1914 in freilich notwendigerweise subjektiver Auswahl. Aber seine Geschicklichkeit ermöglicht es ihm, in diesen Ein-

zelzeugnissen von sehr und weniger maßgebenden Politikern mit immer stärkeren Akzenten die Tragödie heraufziehen zu lassen, die dann im Weltkrieg ihren Abschluß fand. Das Buch ist eingeteilt in die Abschnitte: Das Ende — der Anfang; Das neue Jahrhundert; Die endlose Krise; Der Frieden ist aus. Ein Buch, das geeignet ist, etwa noch vorhandene Illusionen über die Fragwürdigkeit politischen Handelns gründlich zu beseitigen.

## Erzähltes in Stichworten

Hans Fallada: „Der ungeliebte Mann“ (Stuttgart, Rowohlt. NM 6, —). Ein ernstes Problem wandelt Fallada dieses Mal ab: die Hingabe in der Ehe an einen ungeliebten Mann aus Gründen äußeren Vorteils. Die eine nimmt den Mann, um aus dem Irrweg ihres Blutes in die Verkommenheit herauszugelangen, die andere heiratet einen Blinden trotz der Liebe zu einem andern, um versorgt zu sein und unter der Selbsttäuschung einer Art Charitas. Der Blinde entpuppt sich als eigensüchtiger Tyrann, der die Seele der an ihn gebundenen Frau vernichtet. Die Rettung dieser Frau vor ihm und ihre Vereinigung mit dem Geliebten unter Mithilfe des anderen Paares, bei dem die Frau den Wert ihres Mannes erkannte, bildet den wesentlichen Inhalt des lebhaft bewegten Buches voll dramatischer Spannung und wiederum oft grotesker Situationskomik. Auch diese Erzählung spielt wieder im Alltag und handelt von Alltagsmenschen, aber Falladas sicherer Hand gelingt es wiederum darzustellen, wie im Alltag — und sei es nur durch einen bösen Bazillus, hier verkörpert in einem homme à femmes, Betrüger, Hochstapler, Expreßer — sich Tragik auch ohne Fallhöhe, Verwicklung und Irrwege des Herzens austun, die nur durch Herzensrichtigkeit überwunden werden können.

Josef Ponten: „Der Zug nach dem Kaukasus“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. NM 4,80). Als letzten Teil seines Romans der deutschen Unruhe „Volk auf dem Wege“, der unmittelbar an den Band „Die Heilige der letzten Tage“ anknüpft, hat Ponten hier den einen Strom deutscher Auswanderer bis zum Schicksal werden geführt. Diese frommen Sektierer aus Schwaben, die durch Rußland vom

Zaren den Durchzug und die Führung nach dem gelobten Lande begehren, werden in Georgien am Kaukasus angelockt, um ihre Sehnsucht nach dem heiligen Land nun in ehrlicher Arbeit stillen zu können.

Bruno Brehm: „Die sanfte Gewalt“ (München, R. Piper & Co. RM 6,50). Der Roman spielt in der 1. und 2. Armee des Vorkrieges unmittelbar nach dem Feldzug in Bosnien. Hier spricht nicht der Dichter der großen Trilogie über den Weltkrieg, sondern der Schöpfer des liebenswürdigen Romans „Auf Wiedersehen, Susanne!“ Aber wiederum bedient von seiner eindringlichen Psychologie und seiner genauen Kenntnis des alten Heeres. Um zwei Paare geht es und ihre glückliche Vereinigung trotz äußeren Widerständen und selbstgeschaffenen Schwierigkeiten, aus denen schließlich wiederum nur die geraden Herzen und die innere Überlegenheit der Frauen den Ausweg finden. Es steht viel Nachdenkliches und Menschendeutendes in dem Roman, aber er hat auch Partien von einer zwerchfellerschütternden Komik, so bei dem Besuch des Königs Kalakaua von Hawaii und seinen und seiner Begleiter betrunkenen Erlebnissen im Prater. Ein Dokument der alten österreichischen Armee und der Menschen, die sie trugen und gefährdeten.

Johannes Mory: „Das Kugelspiel“ (Leipzig, Insel-Verlag. RM 3,80). Hier sind Geschichten von starker Eigenart eines bislang unbekannten Erzählers vereinigt, die in ihrer Geschlossenheit und wegen des tragenden menschlichen Untergrundes, aus dem heraus sie geschaffen sind, stark berühren. Mory hat die seltene große Gabe des echten Erzählers und genügend dichterische Substanz, im Kleinen das Große, im Einfachen das Symbol und im Alltag das Ewige zu sehen.

Anton Coolen: „Das Wirtshaus zur Zwiétracht“ (Leipzig, Insel-Verlag. RM 6,—. Deutsche Übertragung von Bruno Voers). Um den Stammtisch des Wirtshauses zur Zwiétracht in einer kleinen niederländischen Gemeinde versammeln sich die Honoratioren des Dorfes, um in stillem und recht bewegtem alkoholischem Austausch von allen Dingen, die sie und die Welt bewegen, zu reden. Trotz der Kleinheit des Rahmens

türmen sich die Gesehnisse, im Bösen wie im Guten, Unglück und Tragik, Selbstmord und Verbrechen und beschwingte Heiterkeit mischen sich ineinander — und unversehens wird dieses Wirtshaus ein Spiegel der Welt, gezeit von einem Dichter, der einen großen Mut zur Wirklichkeit hat, um die Schönheit und die Gebrechlichkeit alles menschlichen Getriebes weiß und das Leben bejaht, trotzdem: „Das Leben auf dieser Welt ist nicht vollkommen, aber es ist das Leben auf dieser Welt.“

Werner Bergengruen: „Der spanische Rosenstock“ (Tübingen, Rainer Wunderlich. RM 1,80). Eine der zartesten und feinsten Liebesgeschichten in deutscher Sprache, erzählt mit Bergengruens Meisterschaft und der ihn auszeichnenden verhaltenen Innerlichkeit. Beim Abschied erzählt der scheidende Mann der Geliebten die Geschichte des spanischen Rosenstocks und des Paares, das durch ihn trotz langer Trennung bis zur Wiedervereinigung geheimnisvoll verbunden blieb, in gleichnishafter Bedeutung für alle Liebenden, deren Herzen die wahre Kraft haben.

Albert Liebold: „Silva“ (Leipzig, A. Bergmann. RM 5,80). Auf dem romantischen Hintergrunde der Isola Bella im Lago Maggiore läßt Liebold eine Liebe ihren Weg gehen durch alle Gefährdung hindurch zum glückhaften Ende. In der Umwelt des Friedens und der Schönheit toben menschliche Leidenschaften in Verwirrung und Wut mit der gleichen Stärke gegeneinander wie in weniger landschaftlich begnadeten Gegenden. Ein brutaler Kraftmensch, dessen Herz unerlöst ist, terrorisiert die Bevölkerung, reißt ein feines, stilles Mädchen, das zum ersten Male sein Herz zum Klingen brachte, in roher Eier an sich, aber die echte Liebe eines Malers rettet das Mädchen aus seinen Händen und führt es zum Glück. Die Pathetik liegt nur in der Landschaft, die einfachen Menschen sind mit starker Charakterisierungskunst hingestellt, und das Ganze ist ein Stück echten Lebens.

Kurt Heynike: „Der Baum, der in den Himmel wächst“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 5,75). Eine heitere Geschichte aus einer kleinen Universitätsstadt Süddeutschlands, in der sich aus verschiedener Ansicht über die



Frage, ob eine in den Himmel ragende Riesentanne das geschlossene Bild der alten schönen Stadt störe, Männer-, Liebes-, Eifersuchs- und Familienkonflikte entwickeln, verschärft durch Mißverständnisse, bis endlich durch die Herzensrichtigkeit der Frauen alles zum guten Ende sich wendet, der unfreiwillige Entsefeler alles Streites, ein junger Professor der Kunstgeschichte, zu seinem Mädchen kommt und die gefällte Tanne schließlich als Wiegenholz ihre schönste Bestimmung erfüllt. Lebenswürdig erzählt, prächtige Figuren, das Ganze so fern von Banalität wie von Karikatur durch die menschliche Art und die Fähigkeit des Dichters, alle Torheiten und Irrwege der Herzen in Verbohrtheit und Krampf menschlich zu sehen, in heiterem Darüberstehen.

Ilse Meyer-Lüne: „Gott über den Menschen“ (Berlin-Steglich, Eckart-Verlag. RM 5,-). Die hier vereinigten Übersetzungen von Erzählungen nordischer Autoren wie Ramban, Gudmundsson, Gunnarsson, Dixelius, Markusson, Boyer, Scott, der Lagerlöf, Gulbrandsen, Mörne und anderer kreisen alle um die Spannung, in der das religiöse Leben in den skandinavischen Ländern steht, eine Spannung, die bedingt ist in dem Gegensatz der überlieferten religiösen Form des Volkswesens, dem Ringen mit den sozialen Problemen und einer Geistesströmung, die an vorchristliche Überlieferung anzuknüpfen sich müht. Das entstehende Bild ist ein sehr nachdenkliches.

Ernst Jünger: „Auf den Marmerklippen“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 3,80). In einer großen dichterischen Konzeption setzt sich Ernst Jünger mit politischen und Menschheitsfragen auseinander, die zu allen Zeiten Menschen und Völker beschäftigt haben: ein Land von alter einfacher Kultur und Ordnung wird unterwühlt durch eine Art „fünfter Kolonne“ aus dem Lande des als Tyrann ohne Hemmung herrschenden „Oberförsters“, der dämonische Züge trägt. Das Böse siegt, die ehrwürdige Ordnung zerbricht, die alte Kultur geht zugrunde. Das Geschehen erlebt man in der seelischen Reaktion zweier Brüder, die Distanz des Dichters zu seinen Menschen und dem Geschehen ist groß, und mit äußerster Kälte des

Gefühls wird darauf verzichtet, einen Weg aus der Not auch nur anzudeuten.

Otto Rombach: „Der junge Herr Alexius“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 12,50). Nach seinen beiden heiteren Romanen „Adrian der Tulpendieb“ und „Der standhafte Geometer“ ist nun Otto Rombach ein ganz großer Wurf gelungen, groß nicht nur in dem Umfang der 1111 Seiten, sondern auch in der Konzeption und der Ausführung. Hingewiesen auf die wieder aufgefundenen Papiere der „Großen Ravensburgischen Handelsgesellschaft“ erzählt Rombach unter Lebendigmachung dieser alten Skripturen das Lebensschicksal des jungen Herrn Alexius von Hilleson, des Sohnes eines der Leiter der berühmten mittelalterlichen Handelsgesellschaft, der aus ewigem Fernweh heraus ohne Achtung der ihm gegebenen Aufträge von der Universität Bologna ins östliche Mittelmeer auf eine mehr abenteuerliche als kaufmännische Unternehmung geht. In wechselvollem Verhältnis zu dem Handelshause in der Heimat arbeitet der junge Kaufmannsohn für und gegen die steril gewordene Kompanie, bis er nach vielen Wechselfällen und großen Erfolgen in Italien, England und dem Orient plötzlich Herr des Unternehmens wird dank seiner überlegenen Geistesstärke und seinem Begreifen der neuen Zeit, die durch die Entdeckung Amerikas, die menschliche und künstlerische Blüte der Renaissance und durch die deutsche Reformation gekennzeichnet ist. Er wird zum Kaufmann großen Stils, wie die Fugger und Welser den Typ neu geprägt hatten. Ehe er einen ruhigen Lebensabend in der Heimat genießen kann, führt ihn die Unruhe der Zeit und sein eigenes Blut durch Höhen und Tiefen des Lebens, läßt ihn schuldig werden und scheitern und durch eigene Kraft auch in kleinem Dienst sich selbst und damit Ehre und Heimat wiedergewinnen. Nur ein Dichter konnte aus trockenen kaufmännischen Akten eine solche Fülle des Lebens mit einem Menschenreigen aller Kategorien mit fest ausgeprägten Zügen und die Dunttheit der Welt des Mittelmeeres in Italien, Kleinasien, Spanien, die englische Welt, die Welt auf Tahiti, die Pracht und Starrheit der Kaufmannschaft, den Glanz des Hofes von Kaiser Maximilian und Kaiser

Karl V. und Frauen und Männer mit Leidenschaft, Größe und Tüde erstehen lassen. Ein großer Wurf und ein Roman, der jede Beachtung verdient.

Josef Martin Bauer: „Das Mädchen auf Stachel“ (München, R. Piper & Co. RM 6,50). Die Erzählung von der schicksalhaften Liebe zwischen der Tochter eines Baurates bäuerlicher Herkunft und einem Bauern, der in seiner trohigen Kraft alle anderen überragt und vergewaltigt, führt beide und ihre Umgebung durch harte äußere und innere Not, in der die Frau des Bauern in den selbstgewählten Tod geht, doch endlich zur Vereinigung und der Erfüllung beider Leben in ihren Kindern. Es ist, als ob Bauer predigen will, daß ein Glück nur wachsen kann, wenn die Verkrampfung der Menschen gelöst wird. Denn verkrampft ist der Bauer in seinem Stolz, verkrampft das Mädchen in ihrem Trotz gegen ihre und in ihrer Liebe, verkrampft die Mutter des Mädchens in dem Bewahrenwollen ihrer Tochter für sich, verkrampft die Bäuerin, die in den Tod geht. Fast scheint hier zuviel getan an Krampf, so daß diese Menschen mehr Paradigmen für Verkrampftheit zu sein scheinen als blutvolle Menschen von echter Bauernnatur.

August Scholtis: „Die mährische Hochzeit“ (Braunschweig, Vieweg. RM 5,—). Mit der ganzen Kraft seiner Eigenart, die er in letzter Meisterschaft in seinem Roman „Baba und ihre Kinder“ bewährte, läßt Scholtis die Menschen und die Landschaft seiner mährischen Heimat in buntem Reigen erstehen. Blutvolles Leben voll östlich-europäischer Eigenart, wie es nur diese Landschaft voll Schönheit und voller Geheimnisse birgt. Ein Zugewanderter aus der Bukowina, der unter rätselhaften Umständen plötzlich da ist und gegen die mit tödlicher Ironie geschilderte k. und k. Bürokratie von zwei Frauen gerettet wird, gewinnt durch ein rastloses Streben und Arbeiten, wie es nur solch einfachen Menschen möglich ist, eine geachtete Stellung im Dorfe und die Hand der Tochter einer alteingesessenen Familie. Er führt die Familie zum Wohlstand, aber sein Herz verblendet sich in seiner neuen Macht, und er verliert die Demut vor Gott und den Menschen. In dieses mit breiter Behaglich-

keit geschilderte Leben, in dem geheimnisvolle Gestalten wie der Bettelmönch Kaspar, der Bruder der jungen Frau, herumgeistern als das ewige einfache Gewissen der Menschen, läßt Scholtis dann mit unerhörter Wucht das Schicksal hereinbrechen, das den in seines Herzens Hochmut zu Wagen mit seinen Angehörigen auf eine Wallfahrt Gefahrenen seiner Frau und deren Eltern beraubt, als er im Halbschlaf die Eisenbahnstrecke passiert und den heranbrausenden Zug übersah. In tiefster Zerknirschung findet er dann den Weg zur schlichten Demut und zum Dienst am Nächsten zurück. Ein Buch, das nur August Scholtis schreiben konnte, das Endgültiges über Mähren und seine Menschen aussagt.

## Von Kunst und Künstlern

Jetzt ist das zweite Heft „Barlach im Gespräch“, mitgeteilt von Friedrich Schult, erschienen (Güstrow, Dyck & Co. RM 4,—). Es ergänzt in willkommener Weise die 1. Lieferung dieser Gespräche, die so tiefe Einblicke in das Wesen des Künstlers und Menschen Ernst Barlach gewähren. Mit der ihm eigenen unerbittlichen Offenheit auch gegen sich selber vermittelte Barlach im gedanklichen Austausch mit vertrauten Freunden Erkenntnisse und Selbsterkenntnisse, die von unschätzbarem Werte sind. Für vieles fand er eine Formulierung, die in ihrer Eigenart sehr oft an seine plastischen und graphischen Kunstwerke erinnert. Auch für seine innere Entwicklung als Künstler und Mensch geben diese Gespräche wesentlichen Aufschluß. — Eine neue Ausgabe von Paul Gauguins „Noa Noa“, dieses einzigartigen Berichtes über seine Erlebnisse auf Tahiti, mit 10 seiner Holzschnitte ist in der deutschen Übertragung von Hans Gräber erschienen (Basel, B. Schwabe & Co. RM. 3,—). Mit Recht sind die Vers- und Prosazutaten, die Charles Morice hinzugefügt hat, fortgelassen worden, da Morice keine eigene Anschauung von Tahiti hatte und infolgedessen seine Beigaben unorganisch sind. Ebenso kann man Gauguins Ausführungen über die Mythologie der Maoris entbehren, da auch sie nicht aus erster Hand, sondern aus fremden Quellen geschöpft sind. Auch dieses Buch ist ein nachdenklicher Beitrag zum Geheimnis des künstlerischen Menschen schlechthin. — In der feinsinnigen Sammlung



„Der Bilderkreis“, die Heinrich Lügeler herausgibt (Freiburg, Herder & Co. 25 Bildseiten, darunter 5 in Vierfarbendruck. Je RM 1,25) sind 3 neue Bändchen erschienen, von denen 2 ganz besondere Beachtung verdienen. Das sind die Bändchen „Das Kind“ von Heinrich Lügeler und „Der Jüngling“ von Reinhold Schneider. In seinem Begleittext geht Heinrich Lügeler auf das tiefe Geheimnis des Kindes als letzter Sinnerfüllung des Lebens und der menschlichen Beziehungen ein, des Kindes als Träger aller Hoffnungen, aller Freuden, aber auch schwerer Sorgen und Schmerzen und zeigt, wie die größten Maler damit gerungen haben, das Wesen des Kindes zu seinem höchsten Ausdruck zu bringen. Bildnisse von Kindern aus dem 15. Jahrhundert bis zu Rethel von Meistern aller Völker sind hier vereinigt und geben in der Vereinigung dem nachdenklichen Betrachter die Möglichkeit, tief in das Mysterium einzudringen. In seinem wundervollen Stil zeigt Reinhold Schneider die Aufgabe und Sendung der Jugend für Zeit und Ewigkeit: daß der Jüngling der reine Träger des Reinen zu sein hat in letzter Verpflichtung zu Gott und mit dem unabhängigen Mute zur eigenen Sendung, sich rüstend gegen alle Herausforderung der Umwelt, in Erwartung des an ihn ergangenen Befehls, in Ringen und Gebet, in Verzicht, Bekenntnis und letztem Opfer. Auch hier sind die Bilder so ausgewählt, daß die größten Menschenkinder aufgerufen wurden, die Idee des Jünglings in der Vollenbung darzustellen. — Das 3. Bändchen endlich ist dem Thema „Das Tier und der Mensch“ gewidmet, den Text schrieb gleichfalls Lügeler. Von ältesten Höhlenbildern bis zu wundervollen lebendigen Plastiken der Gegenwart zieht hier der Reigen dieser Gefährten des Menschen vorüber und zeigt sein Bemühen, an das wahre Wesen des Tieres heranzukommen. — Das gewaltige Lebenswerk des großen deutschen Baukünstlers und Bildhauers Peter Parler würdigt Carl M. Swoboda in der „Sammlung Schroll“ (Wien, A. Schroll & Co. 112 Bilder. RM. 7,50). Helga Glasner hat neue Aufnahmen seiner Bauwerke und seiner Plastiken gemacht, die z. T. neue Einsichten vermitteln. Dieser Schwabe, der 1330 in Schwäbisch-Gmünd geboren wurde, vermochte es Dank seinem

Genie, der Stadt Prag ihr Gepräge zu geben durch die Errichtung des St. Veitsdomes, der Allerheiligenkapelle der Burg, der Karlsbrücke mit ihren Plastiken, worüber aber die Stadtkirche in Kolin und die Barbarakirche in Rutenberg nicht vergessen sein sollen. Aus der hochmittelalterlichen Einheit seiner Persönlichkeit gelang ihm das große Werk, trotzdem sein Ringen deutlich wird, aus dem sakralen Stil in letzte Lebenswirklichkeit vorzustößen. Seine Leistung und seine Problematik als Überleiter zwischen zwei Kunstepochen zeigt in feinsinniger Deutung die vortreffliche Arbeit des Prager Kunsthistorikers.

— Die bedeutsame Sammlung von Büchern über Kunst, in denen Maler mit ihren Briefen und Aufzeichnungen selber zu Wort kommen, um ihr eigenes Bild zu zeichnen, ist jetzt durch ein interessantes Werk bereichert worden „Edgar Degas“ (Basel, Benno Schwabe & Co. 22 Bildtafeln. RM 4,80). Die Würdigung seines Werkes und seiner Bedeutung stammt von dem Herausgeber H. Graber. Hier hören wir Degas über sich selber und seine Urteile über andere und die anderer über ihn, und die vielen Anekdoten um den Maler sind nicht vergessen. Sehr hübsch ist die Huldigung von Gauguin an Degas mit den unvergesslichen Worten über seine Tänzerinnen. — Zwei weitere neue Veröffentlichungen in der „Sammlung Schroll“, der wir so viele wertvolle Beiträge zur Kunstgeschichte verdanken, gelten zwei unbekannten italienischen Künstlern des 15. Jahrhunderts: Antonio Pisanello von Bernhard Degenhart (Wien, Anton Schroll. 162 Bilder, 1 Farbtafel. RM 9,80) und Antonello da Messina (ebenda. 59 Bilder, 3 Farbtafeln. RM 7,20) von Jan Laute. Pisanello, einer der zu seiner Zeit meistbeschäftigten Hofkünstler, ist der gegenwärtigen Zeit nicht eben vertraut, um so mehr zu begrüßen die gründliche Arbeit; für Antonello da Messina ist das kenntnisreiche Buch von Laute die erste zusammenfassende deutsche Darstellung. — „Das Tier in der Plastik“, herausgegeben von Dieter Keller (Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung. 64 Bildtafeln. RM 2,60), stellt hauptsächlich auf dem Schaffen der europäischen Völker fußend, aber auch afrikanische, asiatische und



ASBACH »URALT« ist mit  
 Liebe, Sorgfalt und Geduld gebrannter  
 Wein. Sie spüren das an seinem vollen  
 runden Weinduft. Sie schmecken das an  
 seinem milden »weinigen« Geschmack.

IM  
**Asbach**  
**Uralt.**

IST DER GEIST DES WEINES !



amerikanische Kunst berücksichtigend, Nachbildungen von Tierplastiken zusammen, die dem nachdenklichen Betrachter ein hübsches Bild von dem Ringen der Menschen aller Zeiten geben, dem Wesen ihrer Kameraden aus dem Tierreiche den richtigen Ausdruck und Gehalt abzugewinnen.

## Schlesien

In seinem Buche „Schwarzer Adler unterm Silbermond“ (Hamburg, H. Goverts. RM 8,50) versucht Wilhelm Erich Peuckert eine neue Form der Biographie der Landschaft. Das Buch ist seiner Heimat Schlesien gewidmet, für die er eine reizvolle handgezeichnete Karte beifügte. Dieses sehr lebendige Buch bringt viele Urkunden, Anekdoten und Chroniken, und überall bemüht Peuckert sich um Tiefenschürfung und erreicht es auf diesem Wege, Wesen der Landschaft und des Volkes plastisch herauszuarbeiten. Er gibt viel von eigenen seelischen und geistigen Erlebnissen hinzu. Es ist das beste Buch über Schlesien, das wir kennen.

## Von den Frauen

„Vielleicht hätte die preussische Tradition und Form ihre Lebenskraft nicht bewahrt, wenn nicht neben den Männern Frauen gestanden hätten, die auf diese Weise in einem strengen entseugungsvollem Leben der Seele ihr Recht erkämpft und über die Erfüllung der Pflicht hinausgestrebt hätten nach den Werten des Geistes.“ Diese Worte Reinhold Schneiders hat Otto Heuschele seinem Buche „Deutsche Soldatenfrauen“ (Stuttgart, J. F. Steinkopf. RM 3,50) vorausgesetzt, und sie passen fast auf alle Lebensgefährtinnen deutscher Soldaten wie auf Müllers Frau aus die von York, von Clausen, auf die Königin Luise, auf die Prinzessin Wilhelm, auf die Gattin des Erzherzogs Carl, des Siegers von Alpern, auf Moltkes und Hindenburgs Frau. Statt der Gräfin von Ahlefeldt, die Lügows Gattin war und in ihrem reich bewegten Leben bekanntlich auch Immermanns Gefährtin wurde, hätte man in diesem Zusammenhang vielleicht lieber die Lebensgefährtin Gneisenaus gesehen. Daß aber die Mutter des Feldmarschalls von Manteuffen hierzu gehört, bedarf keiner Rechtfertigung, ebenso wenig wie der Abschnitt „Die unbekannte Soldatenfrau“. — Ein sehr unterschiedliches Klima herrscht in dem Buche

von Johannes Vogel „Deutsche Frauen in der Anekdote“ (Leipzig, Boreas-Verlag. RM 3,80). Hier sind aus fünf Jahrhunderten, beginnend mit der tapferen Gräfin Katharina von Schwarzburg bis zur Mutter von Peter Rosegger, Anekdoten und kleine Geschichten gesammelt, die Frauen in der Bewährung zeigen, darunter einige wahre Perlen auch des Humors. Ganz verzichtet — und das kommt dem Buche sehr zugute — ist auf jede Pikanterie, hier sind Frauen versammelt, die als Vorbilder gelten dürfen.

## Buchreihen

Die neuen Gaben des „Eisernen Hammers“ (Königsstein i. Taunus, H. R. Langewiesche. Je RM 1,20) sind wiederum von ganz besonderem Reiz. Da bringt unter dem Titel „Die kleine Stadt“ Karl Kallwasser Aufnahmen der verschiedensten Photographen, die alle mit Geschick und Liebe und Verständnis für den tieferen Sinn Wesen und Reiz der Kleinstadt einfingen, eine sehr innerliche Deutung der kleinen Stadt. Die Liebe zu ihr sieht er als Heimweh des Herzens, nicht Sehnsucht nach Enge und Beschaulichkeit, aber nach einer wirklichen Heimat. — Franz Nabl schrieb den Text zu dem Bändchen „Schmiedeeisen“ und den 47 Bildern, die in Meißneraufnahmen Prachtwerke dieser strengen und doch so feinen Kunst bringen, die trotz des spröden Materials unter der Hand eines wahren, in seinem Material lebenden Künstlers einen so starken seelischen Ausdruck haben. — Ganz von Leichtigkeit erfüllt ist das Buch „Beschwichtigtes Leben am Strom und Meer“, zu dessen 47 Aufnahmen, die er selber machte, Herbert Grenze mann den Text schrieb. — „Das Freiburger Münster“ braucht keinen Kommentar: seine Schönheit spricht für sich allein. Werner Körte schrieb den Text zu den 48 Bildern. — In einer meisterhaften Übersetzung von Bettina Seipp, die mit besonderer Liebe die Insel bereiste, sind in der Insel-Bücherei „Sizilianische Geschichten“ von Giovanni Verga erschienen. Verga, der von 1840 — 1922 lebte, war ein Freund der Armen und Bedrängten, der einfachen und starken Herzen. Wurzelstock Sizilianer, sagt er das Wesen des Volkes, aber auch des durch Geschichte wie Beschaffen-

# die neue linie

Die Februar-Nummer erscheint in verstärktem Umfang als  
repräsentatives großes

## Deutschlandheft

Aus dem Inhalt: Deutsche Landschaften und Deutsche Kultur ·  
Die großen Erneuerer des Reiches · Das deutsche Gesicht in  
der bildenden Kunst · Die neue Architektur · Gedanken zu den  
Kriegen unserer Zeit (1914-18, 1939-41) · Zahlreiche Farbtafeln

Preis RM 1.- · Verlag Otto Beyer · Leipzig-Berlin

### deutsche Buchhändler-Lehranstalt

Leipzig C 1, Gutenberg Platz 9  
Patern und Michaelis Jahreskurse,  
auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung

### BEILAGENHINWEIS

Außer Verantwortung der Schriftleitung)  
Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatschrift liegt  
Prospekt bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer  
er empfehlen:

Verlag Anton Schroll & Co in Wien,  
betr. „Neue Bände der Sammlung Schroll“.

### 2 Kriegswinterhilfsrott 1940/41



Jeder Opfertag muß ein Tag  
der Pflichterfüllung für jeden  
Deutschen sein.

### In Berlin

ist das neue Heft der

### „Deutschen Rundschau“

ständig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung,  
Kantstr. 164

Buchhandlung Karl Buchholz,  
Leipziger Straße 119/20

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

Herder'sche Buchhandlung,  
W 8, Französische Straße 34

Stuhr'sche Buchhandlung,  
Kurfürstendamm 212

Wer noch nicht auf die „Deutsche Rundschau“  
abonniert ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.



heit gleich bemerkenswerten Bodens aus. Aus seinem großen Werk, das an die bedeutenden sizilianischen Erzähler anknüpft, sind 3 Erzählungen ausgewählt, die für ihn und seine künstlerische wie menschliche Entwicklung charakteristisch sind. — Eine Auswahl „Annette von Droste in ihren Briefen“ traf Levin L. Schücking mit seiner fundamentalen Kenntnis der Dichterin. Die geschickte Auswahl zeigt das starke Mitteilungsbedürfnis der Droste an ihre vielen Freunde, das noch gesteigert wurde durch die Abgeschlossenheit in den langen Zeiten von Krankheit. Auch die Adressaten, Verwandte und Freunde, sind durchweg interessante Persönlichkeiten. Die abgedruckten Stücke beleuchten ihr Leben und ihr Schaffen, seinen Umfang und seine Grenzen als eine willkommene Ergänzung ihrer Werke. Ergreifend ist ihre stete Arbeit an sich, ihr ideales Streben, ihr Humor und ihr echtes Christentum. — Der Geschichte Siziliens ist das Bändchen „Die schönsten Griechemünzen Siziliens“ gewidmet, die Max Hirmer auswählte und erläuterte. Der ganze Reichtum der großen politischen Vergangenheit Siziliens kommt in diesen Münzen zum Ausdruck, die lebendiger Ausdruck des Lebens und Wesens der Bevölkerung waren — ganz anders als die Scheidemünzen späterer Zeiten. Wahre Kunstwerke sind unter ihnen, und man versteht, daß auch einzelne der Künstler, die

sie schufen, ihren Namen auf sie setzten. — Eins der schönsten Bändchen der Insel-Bücherei ist das von Hans Wahl ausgewählte und eingeleitete: „Handzeichnungen von Goethe“ mit 24 farbigen Tafeln. Mit Recht betont Wahl, daß Goethe in manchen seiner Zeichnungen Empfindungseindruck und Formensprache späterer Generationen vorwegnahm, woraus sich unsere große Nähe zu dieser Lyrik in Farben erklärt. — Als Sonderdruck, geschmückt mit Zeichnungen von Willy Widmann, ist Goethes „Novelle“ erschienen und übt in dieser Losgelöstheit aus dem Gesamtwerke eine eigene und starke Wirkung. — In die große Zeit deutschen Geistes führt das Bändchen „Gedanken über große Kunst“ von Carl Gustav Carus, in dem Paul Stöcklein im wesentlichen die Aufzeichnungen von Carus bringt, die er sich nach einem Theater- oder Konzertbesuch unter dem unmittelbaren Eindruck des Werkes machte, eine nachdenkliche Anleitung, mit welcher Ehrfurcht und Aufgeschlossenheit man der wahrhaft großen Kunst nahen soll. — In der Reihe „Die Kleinen Neuchâtel-Drucke“ ist eine ausgezeichnete Einführung in den Sinn des Schaffens eines der größten deutschen Dichter erschienen: „Matthias Claudius, der Wandsbeker Vöte“ von Johannes Pfeiffer (Dessau, K. Rauch. RM 2,—). Rudolf Pechel.

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Hans Noeseler, Berlin-Nikolassee — Stefan Andres, Rom — Museumsdirektor a. D. Dr. Paul F. Schmidt, Berlin — Dr. Friedrich Seebach, Lüzern — Dr. P. H. von Blanckenhagen, Schwerin/Mecklenburg — Walter Först, Berlin-Frohnau — Wolfgang Goeß, Stahnsdorf — Dr. H. Wolfgang Seidel, München

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 89 1267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung Lühse & Co., Leipzig C 1, An der Milschinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72 171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Naas, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.







# Das Werden des deutschen Volkes

Von der Vielfalt der Stämme zur Einheit der Nation

HERAUSGEGEBEN VON KARL HAUSHOFER UND HANS ROESLER

unter Mitarbeit von Rudolf Craemer, Berlin · Albrecht Haushofer, Berlin · Erich Keyser, Danzig · Friedrich König, Gießen · Rudolf Kötzschke, Leipzig · Fritz Machatschke, München · Friedrich Metz, Freiburg · Will-Erich Peuckert, Haasel · Otto Scheel, Kiel · Georg Schnath, Hannover · Rupert von Schumacher, Berlin · Paul Zaunert, Kassel  
542 Seiten, etwa 150 Abbildungen, 72 Karten · Ganzleinen 20 Mark

## URTEILE

Obwohl die einzelnen Teile von verschiedenen Sach-  
kennern bearbeitet sind, ist das Werk nach Zielsetzung wie  
Aufbau ein einheitliches Ganzes, eine sehr gründliche und  
aufschlußreiche, auf den neuesten Forschungen beruhende,  
wertvolle Darstellung des Werdens und Seins der deutschen  
Stämme in der Geschichte. Auch lebt in den Verfassern  
bei aller strengen Wissenschaftlichkeit ein tiefes Gefühl für  
das vielfältige und gestaltungsreiche Wirken der Stämme  
in der Vergangenheit, für die besondere Art der deutschen  
Landschaften und den Eigenwert ihrer Bewohner.

Frankfurter Zeitung vom 25. August 1940

So verdient das Werk größte Beachtung, denn es  
führt uns zu den Quellen unseres Volkstums und hat  
in wissenschaftlicher Forschungsarbeit aufgedeckt, was wir  
zum Verständnis unserer Geschichte brauchen. Es wird  
dem Anspruch auf Gründlichkeit gerecht und unterbreitet  
seine Erfahrungen durch Kartenstücken und ein reich-  
haltiges, gut ausgewähltes Bildmaterial.

Westdeutscher Beobachter, Köln, vom 8. März 1940

Daß die alte, seit Niehl lange verstummt gewesene  
Frage nach Wesen und Kräften der deutschen Stämme  
wieder neu gestellt und um ihre Beantwortung gerungen  
wird, ist ein Zeichen dafür, wie sehr mit der staatlichen  
und gesinnungsmäßigen Einigung und Vereinheitlichung  
unseres Volkes die Bestimmung auf die landschaftlichen  
Sonderkräfte und ihre Leistungen für das übergeordnete  
Ganze einhergeht... Abschließend sei nochmals die hohe

Bedeutung des Wertes betont, das mutig neue Wege  
geht und für viele Gebiete wertvolle Gesamtbilder und  
Synthesen gibt.

Schlesische Blätter für Volkskunde, Breslau 6/1940

Die Geschichte des deutschen Volkes wird hier als  
„ein Weg zu sich selbst“ begriffen, als ein Weg von der  
Vielfalt zur Einheit. Das Werk weist in vielfältiger Dar-  
stellung die Leistung jedes Stammes auf dieses Ziel hin  
nach und ist zugleich eine Mahnung und Forderung für  
die Zukunft... Es zeigt den Weg zu einer neuen lebens-  
digeren und organischeren Geschichtsschreibung überhaupt.

Die Neue Literatur, Leipzig 6/1940

Ein Wesensbild der Stämme, geeignet, „die Erfah-  
rungen, die sie in zwei Jahrtausenden ihrer Geschichte an  
sich selber und untereinander gemacht haben, fruchtbar  
werden zu lassen“... Wer sonst keine unserer übrigen An-  
regungen hinsichtlich „im Kriege zu lesender“ Bücher  
befolgen kann, der möge sich sagen lassen, daß der aus  
diesem Buche zu gewinnende Blick in die Reichstumsfülle  
und Schicksalsgröße unseres Volkes der beste Auftakt ist  
für das neue deutsche Jahrtausend, das jetzt anhebt.

Deutsche Arbeit, Berlin, 8/1940

Seien wir für das Gebotene dankbar! Der Beitrag  
dieser ersten Zusammenschau ist ein bedeutender. Die Aus-  
wahl der Bilder ist eine ganz vortreffliche.

Petermanns Geographische Mitteilungen, Gotha 3/1940

Propyläen Verlag